Amerikanische Bibliothek.

Fünfundzwanzigster Band.

Die einsame Taube.

Eine Erzählung aus der Revolutionszeit.

Von einer Dame.

In's Deutsche übertragen

von

Dr. E. Susemihl.

Dritter Band.

Leipzig, 1853.

Verlag von Christian Ernst Kollmann.

Amerikanische Bibliothek.

Fünfundzwanzigster Band.

Die einsame Taube.

Eine Erzählung aus der Revolutionszeit.

Von einer Dame.

In's Deutsche übertragen

von

Dr. E. Susemihl.

Dritter Band.

Leipzig.
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1853.

Die einsame Taube.

Eine

Erzählung aus der Revolutionszeit.

Von einer Dame.

In's Deutsche übertragen

von

Dr. E. Susemihl.

Dritter Band.

Leipzig.

Verlag von Christian Ernst Kollmann.

1853.

Erstes Kapitel.

Die Mutter und der Sohn.

Inzwischen saß Oberst Ellsworth in einem zierlichen und geschmackvoll ausmöblirten Zimmer, welches von einem heitern Feuer erhellt wurde. Er stützte in tiefen und schmerzlichen Betrachtungen seinen Kopf auf die Hand. In seiner Nähe saß eine Dame von einigen funfzig Jahren. Ihre Gestalt war edel, während ihre noch immer schönen Züge einen Ausdruck ruhiger und erhabener Resignation zeigten. Ja, man hätte denselben fast für kalt halten mögen, ehe man ihre sanften blauen Augen gesehen, deren Ausdruck sagte, daß die warmen Impulse der Jugend noch in ihrem Herzen glühten!

So hatte sie seit einiger Zeit gesessen; ihr Strickzeug lag auf einem Tische neben ihr, und ihre Augen

waren zärtlich fragend auf die Züge ihres edlen Sohnes gerichtet. Endlich stand sie auf, trat an seine Seite und fuhr mit ihren Fingern durch seine dunklen Locken.

„Alfred, mein Sohn,“ sagte sie, „warum so gedankenvoll?“

„Mutter!“ sagte er, bei ihrer Stimme stutzend.

„Ja, mein Sohn, Du sitzest hier seit der letzten halben Stunde in schmerzlichen Gedanken! Ich habe denselben kummervollen Ausdruck in Deinem Gesichte seit Deiner Rückkehr schon mehrmals bemerkt. Kann mein Sohn seiner Mutter nicht sagen, was ihn bekümmert?“ sagte sie zärtlich.

„Mutter,“ sagte er, sie auf das Sopha neben sich niederziehend, „mir ist diesen Abend nicht wohl!“

„Will nicht mein edler Sohn seiner Mutter vertrauen?“ fragte sie zärtlich.

„Es ist Nichts, Mutter. Ich befinde mich schon besser!“

Sie sah einige Augenblicke aufmerksam seine edlen Züge an, als er mit geschlossenen Augenlidern dicht neben ihr saß. Endlich sagte sie, als sie einen schmerzlichen Ausdruck um seinen schön gebildeten Mund bemerkte:

„Alfred, Du bist mein Alles! Du bist mein Einziger jetzt! Auf Dich ist mein Herz, meine ganze irdische Hoffnung gerichtet. Jede Freude oder jeden Kummer, der Dein Herz berührt, fühlt Deine Mutter doppelt! Und will mein Sohn dem Herzen, welches ihn so liebt, das Vertrauen, welches es fordert, vorenthalten?“ Nach einer Pause, während welcher er noch schwieg, fuhr sie fort: „Auch Deine Mutter hat viel erduldet! Sie kann noch mehr erdulden!“ Eine Thräne fiel auf seine blasse, hohe Stirn.

Sich aus seiner liegenden Stellung erhebend und ihren Hals zärlich umschlingend, sagte er:

„Liebe, edle Mutter, Ihr Sohn will Ihnen Alles sagen, was so schwer auf seinem Herzen lastet. Das unschuldige, schöne und begabte Wesen, von dem ich Ihnen erzählt, liebe ich aufrichtig und innig, aber hoffnungslos! Dieses reine und edle Wesen scheint jene tiefe Sehnsucht, die ich mit meinem edlen Zwillingsbruder gestorben glaubte, in's Leben zurückgerufen zu haben. Dies ist Alles, geliebte Mutter!“ sagte er, indem er seinen Kopf wieder sinken ließ.

Die Mutter drückte ihn zärtlich an ihr Herz. Dann sagte sie, indem ihr Blick stolz auf die edle Gestalt und die Züge ihres Sohnes fiel:

„Warum sagt mein Sohn: hoffnungslos?“

„Weil sie etwas so Aetherisches, ja so Geistiges an sich hat, daß, wäre ich der Erwiederung gewiß, der Ausdruck meiner Liebe fast ihre Schönheit zerstören würde! Aber Mutter, sie erwiedert meine Liebe nicht. Sie scheint sie nicht zu verstehen! Dies ist es, was mir Schmerz verursacht. Obgleich ich selbst in meiner einfachen Liebe für sie ohne Hoffnung auf Erwiederung glücklicher sein würde, als wenn sie mit allem Lächeln, welches die Schönheit nur gewähren kann, ohne ihren Geist und ihre Seele erwiedert würde! Mutter, Ihr Sohn konnte nie die bloße Schönheit lieben, und wäre es die eines Engels gewesen, wenn er sie auch bewundern mochte! Er konnte den bloßen Verstand nicht lieben, wenn er ihn gleich verehren mochte. Auch nicht die bloße Zärtlichkeit des Herzens, nicht geleitet vom Geiste, wie hingebend sie auch sein mochte. Und auch diese nicht in ihrer Vereinigung, wenn er dieselbe auch mit Staunen und Bewunderung anschauen mochte, wenn sie nicht die Macht besaß, in seinem Herzen liebliche Visionen von einer Welt jenseits der gegenwärtigen zu erwecken!“

„Mein edler Sohn!“ murmelte sie, ihre Wange

an seine Stirn legend. Dann erhob sie ihre Augen zum Himmel und sagte:

„Gott hat in der That die Mutter eines solchen Sohnes gesegnet.“

„Mutter,“ fuhr er fort, „die wahre Liebe ist geistig, weil Gott ein Geist und die Liebe ist! Wir sind Geister, liebe Mutter! Erinnern Sie sich nicht mehr, daß ich Sie als Knabe fragte, was ein Geist sei? Und Sie sagten mir, ich wäre ein Geist und Sie wären ein Geist — unsterbliche Geister — und unser Leib wäre nur die Kleidung, die der Geist trüge, während er auf der Erde wäre. Mutter, Sie erinnern sich dessen ohne Zweifel! Ich konnte es nie vergessen! Und dann, Mutter, wenn wir Geister sind, muß die einzige Liebe, die ein Geist für den andern hegen kann, geistig sein. Solche Liebe, wie Gott für uns empfindet. Und wenn ein Wesen ein anderes mit dieser Liebe liebt, so ist es ihm, als wäre es in der Gegenwart Gottes. Alle andere Liebe ist Instinkt. Dieses Wesen scheint auf seltene Weise mit Liebe begabt zu sein. Sie sieht Gott in Allem — in jeder Handlung! Dies war es, was ihr Kraft gab, den Drohungen jenes verworfenen Schurken zu widerstehen, indem sie ihm ruhig sagte, er könne Marie Nichts zu Leide thun, der große Geist

würde es nicht gestatten! Der große Geist überwache Marie! Marie ist ein lieblicher Name, nicht wahr, Mutter? Sie heißen auch Marie," fuhr er fort, indem er zärtlich ihre Wange streichelte.

Indem er bemerkte, daß sie gedankenvoll aussah, fuhr er fort:

„Mutter, vielleicht habe ich mich nicht klar ausgedrückt. Vielleicht halten Sie mich für einen Träumer! Liebe Mutter, als Ihre Söhne noch klein waren und in unserer Heimath an den schönen Ufern des Hudson um Ihr Knie spielten — da sagten Sie ihnen viel von den Eigenschaften der Gottheit! Sie belehrten sie, Gott in Allem zu sehen; und als sie älter wurden, schienen diese Eigenschaften lebendige Formen anzunehmen, sie mit einer Welt voll reiner Geister zu umgeben, die sie fester mit einander und mit ihrer Mutter vereinten, und Alles von ihren Herzen fern hielten, was der Söhne einer solchen Mutter unwürdig war! Aber als Sie, liebe Mutter, umgeben von jeder Bequemlichkeit, die Ihnen der Reichthum gewähren konnte, Ihren Söhnen, die Ihr Alles waren, befahlen, zu gehen und unser Vaterland zu vertheidigen, einerlei, in welcher Eigenschaft, wenn wir nur unter der Zahl seiner Vertheidiger wären — und als man Ihnen sagte, daß

mein Bruder aus Mangel und Noth gestorben und Sie erwiederten: „„Gott sei Dank! Mein edler Sohn starb seinem Vaterlande treu!““ und als Sie mir, Ihrem Einzigen, geboten, zurückzukehren in den Kampf — und als Sie mich an Ihr qualvolles Herz drückten und Gott baten, meiner zu schonen, obgleich Sie hinzufügten, wenn ich auch gefordert werde, geben Sie mich gerne hin! Mutter, erst da fühlte ich, daß die Seele ein Geist und daß ihre Liebe geistig ist! — Der Instinkt konnte keine solche Macht haben! — Und so, geliebte Mutter, wenn Ihr Sohn ein Träumer ist, hat seine Mutter ihn dazu gemacht,“ sagte er, zärtlich ihre Wange küssend. „Und wenn er hoffnungslos diese liebliche Geisterseherin liebt, so dürfen Sie ihn deshalb nicht tadeln, denn es ist das Wesen, welches seine Mutter ihn zu lieben gelehrt! Aber, Mutter, denken Sie nicht, daß diese Liebe Ihrem Sohne nachtheilig sein — daß er seinen Träumen nachhängen, daß er seine Pflichten vergessen und sich weniger würdig zeigen werde, Ihr Sohn zu sein! Nein, Mutter, es wird sein, als ob ich einen Engel des Himmels liebte! Ich werde nur würdiger werden, mit ihr in der Geisterwelt zu wohnen! Mutter, in dem bevorstehenden Feldzuge werden Sie Ihren Sohn noch als Krieger — als den

Sohn seiner Mutter finden! — Und nun, liebe Mutter, habe ich Ihnen Alles gesagt! Und doch noch nicht Alles," fügte er traurig hinzu. „Es ist einer unter meinen vielen Fehlern, von dem ich wünschte, daß meine Mutter mich deshalb tadeln möchte. Ich fühle, daß ich in dieser Liebe selbstsüchtig bin! Als unser edler, ich möchte fast sagen unser geistiger Kommandeur mich zu ihr führte und sagte, sie solle seine Tochter sein, bis man ihren Vater finde, da fuhr ein Schmerz durch meine Brust, als ich daran dachte, daß sie nicht mehr abhängig von mir sei! Und dann, als ich im Begriff war, mich von ihr zu trennen, und ich mich überzeugt hielt, daß kein anderes Gefühl als das der Dankbarkeit für mich in ihrem Herzen sei, da beschuldigte ich sie der Gefühllosigkeit. Das Bewußtsein dieses Fehlers verursachte mir Schmerz, indem ich fühlte, daß ich ihrer Liebe unwürdig sei! Mutter, mein edler Bruder hatte diesen großen Fehler nicht an sich, und auch Sie nicht, Mutter. Können Sie ihn nicht jetzt noch aus meinem Herzen reißen?"

„Es steht in Deiner eigenen Macht, mein Sohn," sagte sie, ihn zärtlich küssend. „Aber wir wollen ein andermal davon reden. Deine Mutter kann Dir diesen Abend nicht antworten. Ihr Herz ist jetzt zu voll!"

Er drückte sie schweigend an sein Herz, und sie verließ das Zimmer. Er blickte ihr nach, und murmelte bei sich selber, als sie verschwunden war:

„Meine edle Mutter! Könnte das Herz eines Sohnes einer solchen Mutter sein Vertrauen vorenthalten? Ich würde es gethan haben, wenn ich ihr dadurch einen Schmerz hätte ersparen können. Aber der Blick ihrer Zärtlichkeit ist zu scharfsichtig!“ Er stand auf und ging im Zimmer auf und ab. „Könnte sie nur ihre Tochter sein! Aber das Glück ist nicht so verschwenderisch auf der Erde ausgetheilt, sonst möchten wir den Himmel vergessen! Sie sieht einen Geist in allen Dingen, der von Gott zu ihr redet! Wie heilig! wie rein! wie einfach sie redet, als wäre es nur das Athmen ihrer Seele! Wie verwandelte sie leblosen Staub, über den weise Männer dahingegangen und ihn keines Gedankens gewürdigt, in eine lebendige, athmende Masse, reich im Umgange mit der Gottheit! Wie redete sie von der untergehenden Sonne hinter den schneebedeckten Hügeln! Wie einfach sprach sie! Wie unbewußt schien sie, daß sie zum erstenmal ihren bewundernden Zuhörern einen Blick von dem Antlitze der Gottheit — einen Blick von der Geisterwelt gestattete! — Drei Tage waren es, wo ich dastand und in eine

andere Welt zu blicken glaubte! Drei Tage, wo ich in meinem eigenen demüthigen Selbst einen Keim der Unsterblichkeit sah und fühlte! Drei Tage, für welche ich den öden Rest meines Daseins hingeben würde! Dies ist Liebe! dies ist das Gefühl, womit Gott will, daß wir ihn lieben sollen, womit er uns liebt. Es ist ein Gefühl, welches ich um die Welt nicht hingeben möchte! O! wie betrügt die Welt sich selbst mit der Schlacke, die sie Liebe nennt! Wie zärtlich, innig und wahrhaft liebt sie, weil die ihrige eine reine Liebe ist. — Wie sprach sie von der indianischen Prinzessin, von ihrem Vater, von ihrem Papa und ihrer Mama und dem guten Doktor! Mit welch' einer Idealwelt hat sie Washington umgeben! Wie treu seinem Charakter! Und doch sah sie ihn nur einmal. Diese Geisterwelt ist kein Traum; es muß etwas Wirkliches darin liegen — warum antwortet sonst das Herz so bereitwillig. — Welche Thorheit, welche Anmaßung, zu denken, daß ein Wesen, wie sie, welches Umgang gehalten mit allen lieblichen Geistern der Natur, wie sie sie nennt, etwas Liebenswerthes an mir sehen sollte! Aber o! wie lieblich war es, als sie, ihre sanfte Hand vertrauensvoll in der meinigen, dalag, mir mit ihren großen, geistigen Augen in's Gesicht blickte und sagte: „„Oberst Ells=

worth, Marie redet gern mit Ihnen von der Geisterwelt; Sie scheinen viel auf sie gehorcht zu haben!"" Diese Worte waren lieblich, und sie müssen sich tief meinem Herzen einprägen, wenn alle andern längst verschollen sind! Sie nennt mich Bruder! Auch das ist lieblich! Sie sagt, Oberst Effingham erscheine gleich einem Bruder und er habe Etwas an sich, was ihr Herz zu ihm hinziehe! Sollte es möglich sein, daß sie meine Liebe erwiedert? Sie sprach es so einfach aus. Aber sie spricht einfach von Allem. Vielleicht liebt sie selber hoffnungslos, wie ich. Es wäre besser, einen Gegenstand, wie sie, wenn auch hoffnungslos zu lieben. Es liegt etwas Läuterndes in der Liebe! Ich würde dieser Liebe mich hingeben, so hoffnungslos sie ist. Dieses Verlangen, dieses Sehnen würde ich nur für die Erwiederung eines Gefühls, eines Schimmers von Liebe hingeben!"

Die Thür ging auf und seine Mutter trat ein.

„Mutter!" sagte er stutzend, „Sie sind noch auf?"

„Ja, mein Sohn, ich hörte Dich durch's Zimmer gehen. Es ist nach Mitternacht; Du bedarfst der Ruhe, mein Sohn."

„Liebe Mutter!" sagte er sanft; „begeben Sie sich zur Ruhe. Es ist zu spät für Sie, noch auf zu sein.

Ich werde bald in mein Zimmer gehen. Ich kann jetzt doch nicht schlafen."

Als er Thränenspuren auf ihren Wangen sah, sagte er, sie zärtlich umarmend: „Liebe Mutter! warum dies? Hat Ihr Sohn Ihnen Etwas zu Leide gethan?"

„Es sind glückliche Thränen, mein Sohn," sagte sie. „Alfred, Du bist ein edler, liebevoller Sohn! Der Himmel wolle Dich segnen! Ich habe für Dich gebetet! Der Himmel wird Dich segnen, mein Sohn, selbst in dieser Liebe; Deine Mutter fühlt, daß es geschehen wird!"

„O Mutter, könnte es geschehen! Dürfte ich es nur glauben! Alles, was ich wünsche, ist, daß sie meine Liebe erwiedern möge."

Zweites Kapitel.

Erkrankung der einsamen Taube.

Am nächsten Tage, als Oberst Ellsworth in Mistreß Malburne's Haus ging, um nach der einsamen Taube zu fragen, begegnete ihm der Diener, der ihn benachrichtigte, daß sie sehr krank sei.

„Wo ist Mistreß Malburne?" fragte er hastig.

„Bei Miß Marie. Sie läßt sich entschuldigen; sie kann keine Besuche annehmen," war die Antwort.

„Sagen Sie ihr, es sei Oberst Ellsworth. Ich werde sie nicht lange aufhalten."

Als die Dame in's Zimmer trat, sagte er:

„Entschuldigen Sie, Madame, daß ich darauf bestanden, Sie zu sprechen."

„Sie machen eine Ausnahme, Oberst," antwortete sie, ihre Augen trocknend. „Sie machen eine Aus-

nahme — es waren nur die Besuche im Allgemeinen gemeint.“

„Madame,“ sagte er, sie in großer Aufregung unterbrechend, „ist Miß Marie — sagen Sie mir, was geschehen ist — ist sie —“

„Sie ist sehr krank,“ war die Antwort. „Sie hat fast die ganze Nacht phantasirt. O! Oberst, es würde Ihnen das Herz brechen, zu hören, wie sie ihrem Vater zuredet, zu entfliehen.“ Hier wendete sich die gutherzige, alte Dame ab, um ihre Thränen zu verbergen. Der Oberst trat an's Fenster. „Sie scheint die Scenen der vergangenen Wochen zu wiederholen.“

„Der General?“ fragte der Oberst.

„Er war diesen Morgen hier; doch nöthigten ihn Geschäfte, bald wieder zu gehen. Er konnte es nicht ertragen, sie sagen zu hören: „„Wo ist Mariens Vater? Marie will ihren gütigen Bruder““ (damit meinte sie Sie, Oberst) „„und den guten Nathan Drew nicht wissen lassen, daß ihr Herz bricht vor Furcht, die bösen Männer möchten ihren Vater in ihre Gewalt bekommen haben, es würde sie betrüben und könnte Marien nicht helfen!““ Dann veränderte sie den

Gegenstand und sagte: „„Wohin soll Marie gehen? Marie hat keine Heimath, keinen Namen!““ Dann fuhr sie empor und sagte: „„O! sagen Sie nicht, daß sie fort sind und ihre Marie für unwürdig halten!““ Der edle General konnte es nicht ertragen, das liebe Kind so reden zu hören. Er weinte wie ein Kind, indem er sie mit seinen Armen unterstützte. Aber, Oberst,“ fuhr sie fort, als sie den tiefen Kummer in seinem Gesichte bemerkte, „ich will Sie nicht betrüben; doch weiß ich, daß Sie sich für sie interessiren müssen, da Sie dem lieben Kinde das Leben gerettet.“

„Freilich interessire ich mich für sie,“ sagte er mit Anstrengung. „Aber sagen Sie mir, was ist geschehen? Ist ihr Leben in Gefahr? Kann ich irgend Etwas thun?“

„Sie ist in der äußersten Gefahr, Oberst; ihre Constitution ist durch Leiden und Mangel an angemessener Nahrung völlig zerrüttet. Es ist alles Mögliche geschehen und Sie können Nichts thun, Oberst, wenn nicht vielleicht Ihre Mutter. Es wird ihr alle mögliche Fürsorge zu Theil. Lizzie und die arme, verkrüppelte Betsy sind nicht zu bewegen, sich von ihrer Seite zu entfernen. Aber Ihre Mutter, Oberst,

ist ganz besonders erfahren in der Behandlung der Kranken, und wir möchten Nichts unversucht lassen, um das liebe Kind zu retten."

„Es wird sie sehr glücklich machen, zu kommen," sagte der Oberst, seinen Hut nehmend.

Drittes Kapitel.

Die Krisis.

In jener Nacht umgab eine kummervolle Gruppe das Bett der einsamen Taube. Noch immer tobte das Fieber. Sie schien die Scenen ihres vergangenen Lebens noch einmal zu erleben. Einmal war sie in Tawahquenah's Hütte an der Seeküste; dann sprach sie mit Heelehdee von dem großen Geiste und von allen den schönen Geistern, die in den Blumen, in den Wolken und in den Wäldern wohnen; dann war sie neben dem Grabe ihrer Mutter und sprach mit ihrem Geiste; dann bat sie Heelehdee, ihre Taube nicht so allein zu lassen, denn sie würde sterben! Dann bat sie Tawahquenah, die Taube fortzuschicken und seine Krieger zu retten! Dann, wenn das Fieber zunahm, flehte sie ihren Vater an, zu entfliehen und nicht

Mariens Herz zu brechen, oder ihr nicht zu sagen, daß sie fort wären und sie für unwürdig gehalten, bis sie erschöpft auf ihre Kissen zurücksank. Dann erhob sie sich wieder, war in ihrem Studirzimmer mit ihrem guten Doktor und sprach von der Geisterwelt. Dann sagte sie: „Marie wird nie ihren weißen Vater vergessen!“ Dann bat sie den großen Häuptling, mit seinem Bruder zu reden, daß er ihren weißen Vater retten möge! Dann faltete sie ihre Hände und betete zu dem großen Geiste, auf dem Kriegspfade zu wandeln mit dem großen Häuptling, damit er ein großer Krieger werden möge! Dann schien sie mit Heelehdee in den Wäldern umherzuwandern; dann war sie bei ihrer Sterbescene zugegen, faltete ihre Arme und sagte: „Heelehdee ist dahin! Ihre Taube ist ganz allein.“

Zu solchen Zeiten verließen die arme Lizzie und die weichherzige Mistreß Malburne das Zimmer, um ihren Thränen freien Lauf zu lassen, während der edle General ihre fieberhaften Hände in den seinigen hielt und Mistreß Ellsworth sie mit ihren Armen unterstützte und sich mit der Zärtlichkeit einer Mutter bemühte, die Leiden des schönen Wesens zu lindern. Das verwachsene Mädchen errieth schweigend jeden

Wunsch und auf ihrem Gesichte gab sich jenes kummervolle Leiden kund, welches die Thränen vertrocknet.

So phantasirte sie Stunden lang, ohne ein Zeichen der zurückkehrenden Vernunft. Dann nahm ihr Fieber eine mildere Wendung; sie schien sich mit Heelehdee's Geiste, so wie mit anderen schönen Geistern zu unterhalten und forderte ihre Umgebung auf, ihnen zuzuhören.

In solchen Augenblicken erschien sie selber wie ein schöner Geist, kaum verkörpert und im Begriff, sich der Geisterschaar anzuschließen. So fuhr sie fort, in den Herzen Aller das tiefste Mitgefühl und das schmerzlichste Interesse zu erregen, als sie mit Thränen den Sand des Lebens dahinrollen sahen. Gegen Ende des neunten Tages suchte Mistreß Ellsworth ihren Sohn im Bibliothekzimmer auf.

Aufstehend und ihre Hände in die seinigen nehmend, blickte er ihr in's Gesicht, sank dann wieder mit tiefem Seufzer auf seinen Sitz zurück und bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

„Mein Sohn, mein edler Sohn!“ sagte sie, seine gebeugte Gestalt umarmend. „Mein Sohn, mein Alfred, sei ruhig!“

Aufspringend und sie von sich drängend, rief er:

„O Mutter, warum geboten Sie mir, zu hoffen!“

„Es war das zärtliche Herz Deiner Mutter, welches Dich täuschte, mein Sohn,“ sagte sie feierlich und doch zärtlich. „Deine Mutter flehte den Himmel an, ihrem lieben Sohne seinen Wunsch zu erfüllen. Sie hat unaufhörlich den Himmel um das Leben dieses lieblichen Wesens angefleht. Sie fühlte, daß der Himmel ihre Gebete erhört habe. Aber es war ihre Zärtlichkeit, die sie täuschte.“

„O meine Mutter, verzeihen Sie Ihrem Sohne!“ rief er, sie in seine Arme schließend; „er weiß nicht, was er redet!“

„Sei ruhig, mein Sohn,“ sagte sie feierlich. „Sollen wir uns dem Willen des Himmels widersetzen? Weiß nicht Gott, was das Beste für seine Kinder ist?“ Er seufzte tief. „Mein edler Sohn, sei Deiner selbst würdig!“ sagte sie; „horche auf die Stimme Deiner Mutter. Deine Mutter liebte dieses reine, liebliche Wesen, welches im Begriff ist, zu der Welt der Geister überzugehen.“

„So ist sie also noch nicht dahin?“ sagte er mit Anstrengung.

„Noch nicht, mein Sohn; aber es ist keine — keine Hoffnung. Ich suchte Dich auf, wenn Du ihr

engelgleiches Gesicht noch einmal sehen wolltest, ehe die Seele ihren Aufflug beginnt. Aber, mein armer Sohn, Du darfst nicht gehen," sagte sie, ihn zurückhaltend, als er aufzustehen versuchte.

„Mutter!" sagte er flehend, „liebe Mutter, Ihr Sohn wird ruhig, vollkommen ruhig sein. Nur lassen Sie sie ihn noch einmal sehen."

Als sie in das Zimmer traten, lag die einsame Taube, von Kissen unterstützt, da. Ihr schönes Haar war zum Theil unter ihrer Haube hervorgekommen und auf die schneeweiße Decke gefallen. Ihre großen, schönen, geisterhaften Augen blickten starr vor sie hin.

Keine Thränen, keine Muskel in dem marmornen Gesichte des Obersten, als er das schöne, bewußtlose Wesen anblickte, bezeichnete den tiefen Schmerz seines Herzens. Lange und schweigend blickte er ihre bewegungslosen Züge an, endlich beugte er sich nieder, drückte seine Lippen auf ihre weiße Stirn und wendete sich ab.

Diese Handlung schien sie zu erwecken. Ihre Augen erhebend, blickte sie fragend um sich. Die Hoffnung belebte sich in den Herzen der weinenden Gruppe; aber ihre Augen nahmen wieder den starren Ausdruck an und der Hoffnungsschimmer erlosch. Endlich

schlossen sich die Augenlider und ihr Kopf sank schwer auf die Seite.

„Sie ist dahin!“ murmelten die Umstehenden.

„Noch nicht. Noch ist Leben da,“ sagte der edle General, der ihre kalte Hand in der seinigen hielt. Und sein mildes, kummervolles Gesicht zu ihrem lieblichen Antlitz neigend, flüsterte er, indem eine Thräne sein Auge trübte: „Sie schläft; und wenn sie aus diesem Schlummer erwacht, ist die Krisis vorüber, und wir können hoffen.“

Zwei Stunden vergingen, und Nichts war zu hören in jenem stillen Gemache, als das unterdrückte Athmen der ängstlichen Gruppe, die ihr Lager umgab. Der Sohn hatte sich entfernt und die Mutter knieete in schweigendem Gebet. Endlich erwachte die Schläferin. Ihre Augen ruhten auf dem wachsamen Gesichte des Generals, der noch ihre zarte Hand in der seinigen hielt. Als das Bewußtsein zurückkehrte, sagte sie:

„Marie ist sehr krank gewesen. Der große Geist ist sehr gut gegen Marie, den edlen Häuptling zu senden, um neben ihrem Bette zu wachen.“

Der gütige General drückte zärtlich ihre Hand und sagte:

„Marie darf nicht reden. Marie muß ihre Augen schließen und noch mehr schlafen.“

Seine Hand erhebend und sie an ihre Lippen drückend, schloß sie ihre Augen und sank wieder in einen lieblichen Schlummer.

Wieder suchte die Mutter ihren Sohn auf; aber er war fort.

Viertes Kapitel.

Die einsame Taube als Reconvalescentin. — Ihre Angst um ihren Vater.

Etwa zehn Tage später saß die einsame Taube an einem heiteren Morgen, von Kissen unterstützt, auf einem großen Lehnsessel. An ihrer Seite saß die liebenswürdige Lizzie und betrachtete mit Bewunderung ihr Gesicht.

„O Marie!“ sagte sie, „Sie dürfen uns nie verlassen. Wir können Sie nicht entbehren.“

„Jedermann ist so gut gegen Marien, daß es sie traurig macht.“

„Warum traurig?“ fragte sie verwundert.

„Es scheint, Lizzie, als wollte der große Geist, daß Marie Etwas thun soll, damit sie von ihm reden

könne, wie die lieblichen Geister der Natur es thun. Er ist so gütig gegen Marien.“

„Sie reden jedesmal, wenn wir Sie ansehen, vom Himmel zu uns,“ sagte das liebliche Mädchen, „denn Sie erinnern uns an die Engel.“

Marie lächelte.

„Ah! Lizzie, Du schmeichelst schon wieder,“ sagte die freundliche Stimme der Mistreß Malburne, die, von einer Dienerin begleitet, eintrat, welche einen Teller trug. „Ah! ich werde Dich dadurch bestrafen, daß ich Dich aus dem Zimmer verbanne.“

„O Tante!“ sagte sie vorwurfsvoll, „es ist keine Schmeichelei, Marien zu sagen, daß sie schön ist, ebenso wenig, wie wenn man es den Blumen sagt, und es schadet ihr auch nicht mehr. Aber es thut mir so wohl, meine Bewunderung auszudrücken.“

Die alte Dame lächelte freundlich dem lieben Mädchen zu, und als die einsame Taube Etwas von dem Teller nehmen wollte, den Mistreß Malburne ihr hinreichte, nahm Lizzie denselben scherzend in die Hand und sagte:

„O nein, Marie soll sich nicht selber bedienen; sie wird so schnell wieder hergestellt, daß ich ihr nicht länger werde zu essen reichen können. Tante, meinen

Sie nicht, daß Marie stark genug wäre, ihr schönes Haar von mir auskämmen zu lassen?"

„O nein, mein Kind, das kann Niemand, ohne sie zu ermüden, als Mistreß Ellsworth. Du darfst Marien nicht ermüden, sonst wird der gute General schelten."

„O Tante! Sie wissen, der General sagt, ich bin eine sehr gute Krankenwärterin, nur daß ich eine große Schmeichlerin bin. Sehen Sie nur, ob ich es nicht bin," sagte sie, indem sie Marien ein Stück Zwieback in den Mund steckte und sie zu gleicher Zeit küßte, was die einsame Taube zärtlich erwiederte.

Die wohlwollende Mistreß Malburne sah mit Vergnügen die beiden schönen Wesen an und sagte:

„Du bleibst doch immer ein Kind, Lizzie."

Nachdem sie für Alles gesorgt hatte, was zur Bequemlichkeit der Kranken gereichen konnte, verließ sie das Zimmer.

„Der gute General kann Ihrer nicht entbehren, Marie," fuhr Lizzie fort.

„Marie wünscht, sie könnte mit Allen leben, die sie lieben," antwortete sie gedankenvoll. „Marie liebt den großen Häuptling."

„Jedermann sagt, Sie sollten seine Tochter sein,“ fuhr Lizzie fort.

„Der Häuptling ist so groß und gut. Lizzie schmeichelt Marien,“ sagte die einsame Taube lächelnd. „Marie wäre wohl gern die Tochter eines so großen und guten Mannes,“ fuhr sie fort; „aber Mariens Vater ist sehr einsam, und er liebt Marien.“

Mistreß Ellsworth trat ein.

„Ah! meine gute Mistreß Ellsworth,“ sagte Lizzie, indem sie aufstand, die Hand der alten Dame faßte, und sie zu einem Sitze führte, „ich wollte Ihnen zuvorkommen und Mariens schönes Haar auskämmen, ehe Sie sich hier einfanden; aber meine Tante wollte es mir nicht gestatten. Sie sagt, Sie verstehen es besser, als sonst Jemand; und da ich wußte, daß es wahr ist, so gab ich gleich nach. War ich nicht sehr gehorsam?“

„Sie sind immer ein gehorsames Kind,“ sagte Mistreß Ellsworth mit Wärme die Hand drückend, die sie in der ihrigen hielt, als sie sich der einsamen Taube näherte.

„Sie sind eine liebe, gute Mistreß Ellsworth,“ sagte Lizzie. „Es ist ermuthigend, wenn man uns ein wenig schmeichelt.“

Die alte Dame lächelte das liebliche Mädchen zärtlich an, nahm darauf die Hände der einsamen Taube und sagte:

„Wie froh sind wir Alle, unsere Marie sobald hergestellt zu sehen.“

„Alle sind so freundlich gegen Marien, sie muß bald besser werden.“

„Man kann nicht umhin, freundlich gegen Sie zu sein, mein liebes Kind,“ sagte Mistreß Ellsworth, ihre schöne Stirn küssend; „Sie sind so geduldig und dankbar.“

„Ich fürchte, meine liebe Mistreß Ellsworth, daß auch Sie zur Schmeichlerin geworden sind.“

„Das ist auch wahr,“ sagte Lizzie scherzend. „Sie hat mir eben gesagt, sie halte mich für gehorsam, doch als Sie krank waren, that ich nie Etwas so, wie sie es mir sagte.“

„Wenn Sie es nicht thaten,“ sagte Mistreß Ellsworth, „so war es nicht aus Mangel an gutem Willen, sondern weil Sie es zur Zeit nicht anders kannten!“

„Sie sind sehr freundlich und gut, Mistreß Ellsworth,“ sagte Lizzie, „uns junge Leute immer zu betrachten, als hätten wir keine Fehler. Und aus denen, welche zu auffallend sind, suchen Sie Tugenden zu

machen! Um meine Dankbarkeit zu zeigen, will ich gehorsam sein und Marien nicht mit meinem Geschwätz langweilen, sondern das Zimmer verlassen, um der Versuchung zu entgehen."

„Lehnen Sie Ihren Kopf zurück und ruhen Sie sich ein wenig aus," sagte Mistreß Ellsworth, „ehe ich Ihr Haar auskämme."

„Marie fühlt sich nicht ermüdet, aber sie will ihren Kopf zurücklehnen und zu schlafen versuchen, wenn Sie es für gut halten," sagte sie, ihren Kopf auf das Kissen legend.

„Sie werden Sich wenigstens ausruhen," sagte Mistreß Ellsworth. Und als sie das schöne Wesen, welches mit geschlossenen Augenlidern dalag, anblickte, hegte sie das Verlangen, sie an ihr Herz zu drücken, und ihr den zärtlichen Tochternamen beizulegen! Obgleich diese liebende Mutter täglich bei diesem geliebten Wesen gewacht — obgleich sie ihre zärtlichen Liebkosungen empfangen — obgleich ihr Herz ein so lebhaftes Sehnen nach ihr empfand — obgleich sie gefühlt, daß das Glück ihres edlen, ihres einzigen Sohnes auf dem Spiele stehe, so hatte dieses delikate und hochherzige Weib doch nie seinen Namen genannt und nie in

ihrer Gegenwart von ihm gesprochen, als wenn es durchaus nöthig war.

Endlich erhob die einsame Taube ihren Kopf und sagte:

„Liebe Mistreß Ellsworth, wollen Sie jetzt Mariens Haar auskämmen und ihr gestatten, ihren Kopf an Ihren Busen zu legen? Vielleicht könnte sie dann schlafen. Marie fühlt sich diesen Morgen traurig.“

„Marie muß nicht traurig sein!“ sagte Mistreß Ellsworth, ihren Kopf zärtlich an ihre Brust legend, während sie ihr schönes Haar aufzulösen begann.

„Marie will ihrer gütigen Freundin mittheilen, was sie traurig macht; vielleicht wird ihr dann besser. Sie will nicht mit dem großen amerikanischen Häuptling davon reden und ihm zu erkennen geben, daß Marie traurig ist! Er ist so gütig gegen sie, daß es undankbar sein würde. Aber Marie fürchtet, daß die bösen Männer ihren Vater in ihrer Gewalt haben! Es träumte ihr, er sei zurückgekehrt, um seine Marie aufzufinden und da hätten sie ihn gefangen genommen! Es drückt Mariens Herz nieder und macht sie traurig!“

„Mein gutes Kind, denken Sie nicht an das, was Ihnen träumt! Sie sind krank gewesen und Ihre

Träume sind verstört und nehmen die Färbung von Allem an, wobei Ihr Geist verweilt."

„Aber es schien, als ob Heelehdee's Stimme zu Marien redete," fuhr sie feierlich fort.

„Es muß Mariens Krankheit gewesen sein," sagte Mistreß Ellsworth sanft. „Unser edler General thut Alles, um Mariens Vater aufzufinden! Er glaubt ihn zu kennen, hat nach ihm ausgeschickt, und denkt, er wird bald hier sein!"

„Dann war es ihre Krankheit, welche machte, daß Marie solche Träume hatte. Doch schien die Stimme Heelehdee's Stimme zu gleichen!" sagte sie, indem ein Lächeln ihre schönen Züge erhellte. „Sagte der General, er denke, Mariens Vater werde hier sein, in wenigen Tagen vielleicht?" fragte sie.

„Nein — mein Sohn dachte es!"

„Dann war es nur Mariens Traum," sagte sie, „und sie will jetzt versuchen zu schlafen." Nach einigen Sekunden blickte sie auf und sagte: „Mariens Bruder, der so gütig gegen sie war und ihr das Leben rettete, hat sie vergessen! Er kommt nie, sie zu besuchen."

„Nein, mein Kind, er hat Sie nicht vergessen," sagte Mistreß Ellsworth; „Niemand könnte Sie ver-

gessen! Aber Sie waren so krank, daß der Arzt nur Wenigen gestatten wollte, Sie zu besuchen! Und überdies war mein Sohn nicht wohl!“

„Nicht wohl?“ wiederholte die einsame Taube, „und er sagte Marien Nichts davon? Und Sie waren so viel bei mir, während er krank war!“

„O! er war nicht krank — nur nicht wohl!“ war die Antwort. „Möchte Marie ihn sehen?“

„Ja, es würde Marien sehr lieb sein, ihren Bruder zu sehen. Sie hat oft an ihn gedacht, doch glaubte sie, er habe sie vergessen!“

„Marie soll ihn morgen sehen!“ sagte Mistreß Ellsworth.

„Der gute Nathan Drew ist nach New-Jersey gegangen?“ fragte sie.

„Ja,“ antwortete Mistreß Ellsworth. „Er kehrte sogleich dorthin zurück, doch wird er bald wieder da sein und dann können Sie ihn sehen!“

„Jetzt will Marie ihren Kopf auf ihr Kissen legen und schlafen. Es wird Sie ermüden, so dazustehen und ihren Kopf zu halten!“

„Nein, schlafen Sie nur so, mein Kind,“ sagte die alte Dame zärtlich, indem sie ihre Hand auf ihre

schöne Stirn legte; „und dann, wenn Sie schlafen, will ich Ihren Kopf auf das Kissen niederlegen!“

„Aber wird es Sie nicht ermüden?“

„Nein, mein Kind,“ sagte sie, sie umarmend und einen Kuß auf ihre Stirn drückend. In wenigen Augenblicken war sie in einen ruhigen Schlummer gesunken.

Fünftes Kapitel.

Der erste Besuch des Obersten Ellsworth bei der einsamen Taube nach ihrer Krankheit.

„Mein Sohn," sagte Mistreß Ellsworth, als sie ihm gute Nacht wünschte, „mein Sohn, möchtest Du nicht Marien besuchen?"

„Noch nicht, Mutter," sagte er. „Ich fürchte, meine Gefühle zu verrathen!"

„Thu', wie Du es für das Beste hältst, mein Sohn," war die Antwort. „Sie fragte nach Dir wie nach einem Bruder! Ich sagte ihr, sie würde Dich morgen sehen. Wenn Du aber noch nicht darauf vorbereitet bist, will ich sie darüber beruhigen."

„Ich will noch nicht gehen, Mutter — ich wage es nicht!"

„Sie fragte auch nach Nathan Drew. Ist er zurückgekehrt?“

„Noch nicht!“ war die Antwort.

„Und ihr Vater, Alfred? — Hat man den Vater der einsamen Taube gefunden?“

„Mutter, es ist jeder Grund vorhanden, zu glauben, daß jener Schurke ihn in seine Gewalt bekommen hat,“ sagte der Oberst. „Der Mann, der unter dem Namen Cooper bei der Armee war, muß der Vater sein, von dem sie spricht. Er verließ die Armee um jene Zeit und man hat seitdem nicht wieder von ihm gehört. Es kann kein Zweifel sein, daß jener Schurke ihn in seiner Gewalt hat.“

„Wir müssen es dem armen Kinde verschweigen!“ murmelte die alte Dame, als sie sich wegwendete.

Fünf Tage nach dieser Unterredung, als Marie zum erstenmal ihr Zimmer verlassen hatte und in dem anstoßenden Gemache auf einem Sopha ruhte und Lizzie und Mistreß Malburne neben ihr saßen, wurde Oberst Ellsworth angemeldet.

„Sie sind uns in der That ganz fremd geworden!“ sagte Mistreß Malburne, ihm herzlich die Hand drückend.

Lizzie sagte, sie wolle ihm nicht die Hand reichen, denn sie glaube in der That, er verdiene es nicht.

„Aber Miß Marie wird mir ihre Hand nicht verweigern," sagte er, sich der einsamen Taube nähernd.

„Marie fürchtete, Sie möchten sie vergessen haben," sagte sie, ihm ihre fast durchsichtige Hand reichend.

„Ich konnte Sie nicht vergessen," sagte er, die Hand drückend, die sie ihm anbot.

„Warum ist denn mein Bruder weggeblieben?" fragte sie.

„Pflichten, die nicht versäumt werden durften," versetzte er.

„O ja," sagte Mistreß Malburne lächelnd, „ich glaube, wir wissen das! Sie waren außer der Stadt!"

Marie sah gedankenvoll aus und sagte dann:

„Marie wünschte sehr, Sie und den guten Nathan Drew zu sehen. Sie glaubte, Sie Beide hätten Sie vergessen!"

„Sie waren von so Vielen umgeben, die Sie liebten, Marie, daß Sie kaum Zeit haben konnten, an die Abwesenden zu denken."

„Mariens Herz ist groß genug für Alle," sagte sie gedankenvoll.

„Ich glaube es, mein Kind," sagte Mistreß Malburne. „Wir haben uns vergebens bemüht, Sie zu bewegen, Diejenigen zu vergessen, welche nach England

gegangen sind, ohne sich die Mühe zu geben, sich nach ihr umzusehen. Sie hätten wissen können, daß sie unfähig sei, unrecht zu handeln," sagte sie in ihrem redlichen Unwillen.

„Die Handschrift war Mariens so ähnlich," sagte das arme Kind traurig. „Aber Marie kann nie ihren lieben Papa und Mama vergessen, die sie so sehr liebten, und den guten Doktor Brown!" Und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

„Nun, Sie sollen sie auch nicht vergessen, mein Liebling," sagte die gute Dame besänftigend, als sie ihren Kummer bemerkte. „Ihr Herz ist groß genug für Alle, mein Kind."

Der Oberst sprach nicht.

„Es ist mir sehr lieb, daß es so groß ist," sagte Lizzie, „denn da werde ich auch einen Platz darin finden."

Die einsame Taube sah sie an und die beiden liebenswürdigen Wesen wechselten ein liebliches Lächeln.

Die Unterredung lenkte sich auf den wichtigen Gegenstand — auf die öffentlichen Angelegenheiten und die einsame Taube hörte mit lebhafter Aufmerksamkeit zu. Endlich sagte sie, indem ein heiteres Lächeln ihr schönes Gesicht erhellte, welches aber sogleich in Traurigkeit überging:

„Wenn Marie den guten Doktor Brown jetzt sprechen könnte, würde sie ihm sagen, warum sie eine Rebellin ist. Er pflegte immer zu sagen, ich wäre eine Rebellin, weil der große amerikanische Befehlshaber ein Rebell sei. Und das war auch der Grund, glaube ich.“

Als der Oberst aufstand, um sich zu entfernen, erhob sie ihre schönen Augen zu seinem Gesichte, als er ihre Hand nahm und sagte:

„Mein gütiger Beschützer wird nicht wieder so lange von Marien entfernt bleiben?“

„Ja, Oberst, lassen Sie uns mehr von Ihrer Gesellschaft zu Theil werden,“ sagte die alte Dame. „Ich fürchte, daß Mariens Heiterkeit in gewissem Grade erzwungen ist — und Sie müssen uns beistehen, sie zu bewegen, die Vergangenheit zu vergessen! Wir können uns nur selten der Gesellschaft des guten Generals erfreuen, und er ist der Einzige, der diese Macht zu besitzen scheint.“

„Marie thut Unrecht, sich wegen ihres Vaters zu bekümmern, da sie weiß, daß der große Geist ihn beschützen wird. Wenn sie wieder stark ist, wird sie immer froh sein, die glücklich zu machen, welche sie lieben.“

„Mein Kind,“ sagte Mistreß Malburne, „wir ehren Sie wegen dieser Erinnerung an Ihren Vater;

aber wir wünschten, Sie möchten weniger ängstlich an ihn denken, während Sie so schwach sind. Es verzögert Ihre Genesung, und es würde uns Alle so glücklich machen, Sie wohl zu sehen."

„Marie will es versuchen," sagte sie sanft; „sie will den großen Geist bitten, ihr beizustehen."

Als der Oberst fort war, sagte Lizzie:

„Der Oberst Ellsworth gefiel mir immer, weil er so liebevoll gegen seine Mutter ist; und überdies ist er so gut, so tapfer und talentvoll und dabei so schön! Aber er gefällt mir noch besser, seitdem er unserer Marie das Leben gerettet!"

„Er ist ein vortrefflicher junger Mann," sagte Mistreß Malburne. „Eine Mutter hatte nie zwei edlere Söhne als die Zwillingsbrüder. Aber der eine starb in Valley Forge!"

Sie hielt inne, als sie an Lizzie dachte. Das Lächeln verschwand von jenem heitern Gesicht. Sie stand auf und verließ das Zimmer.

Sechstes Kapitel.

Der häusliche Zirkel bei Mistreß Malburne.

Seitdem verging kein Tag, wo Oberst Ellsworth nicht einige Zeit in dem Hause der Mistreß Malburne zubrachte.

In Uebereinstimmung mit ihrem Versprechen und ihrem Pflichtgefühl bemühte sich Marie, ihre Aengstlichkeit wegen ihres Vaters aus dem Geiste zu verbannen. Ihr Gesundheitszustand verbesserte sich bald und gegen Ende der dritten Woche nach dem Eintritt ihrer Genesung konnte sie im Hause umhergehen, wo sie Lizzie bei ihren verschiedenen Beschäftigungen behülflich war, woran sie ganz besonderes Vergnügen zu finden schien. Sie sagte, ihre Mama habe beabsichtigt, sie in allen diesen Dingen zu unterrichten, aber der

große Geist habe gewollt, daß die gute Mistreß Malburne und die liebe Lizzie ihre Lehrerinnen sein sollten. Wenn sie ihren Vater wiederfände, würde sie im Stande sein, selber für seine Bequemlichkeit zu sorgen, und ganz besonders, wenn er arm wäre und keine Diener halten könnte. Es würde so angenehm sein, nachdem er so lange im Kriege gewesen, seine Marie bei sich zu haben, um für ihn zu nähen und zu stricken und sein Essen zu kochen, wenn er seine eigene Heimath habe. Hee-lehdee habe gesagt, wenn ihr weißer Vater vom Kriegs-zuge heimkäme, müsse sie ihm waschen und nähen. Aber jetzt würde sie im Stande sein, noch viel mehr für ihn zu thun!

Zuweilen las sie Mistreß Malburne und Lizzie vor. Oft nahmen der General und der Oberst an der Gesellschaft Theil. Die Tiefe und Frische ihrer Gedanken, mit solcher Einfachheit ausgedrückt, und zuweilen in die Sprache ihrer Geisterwelt gekleidet, war oft in hohem Grade bezaubernd. Eines Tages, als sie das Zimmer verlassen hatte, um Etwas zu holen, sagte der General:

„Unabhängig von Mariens indianischem Styl der Sprache, worin sie sich ausdrückt, und der ihrer schönen

Phantasie ganz besonders angemessen zu sein scheint, ist ihr Geist sehr kultivirt und sorgfältig ausgebildet worden, und sie besitzt einen Schatz von Kenntnissen, der einem älteren und erfahreneren Kopfe Ehre machen würde. Ich sehe hierin keinen gewöhnlichen Lehrer und vermuthe, man hat ihr gestattet, ihre indianische Ausdrucksweise beizubehalten, weil man wünschte, die ursprüngliche Reinheit ihres Geistes in ihrer vollen Einfachheit zu erhalten. Sie muß in großer Abgeschiedenheit und mit der zärtlichsten Sorgfalt erzogen worden sein. Das Herz, welches ihre Erziehung geleitet, muß sie geliebt haben — und es muß ein unersetzlicher Verlust sein! Ich kann mir nicht vorstellen, daß sie so leicht aufgegeben würden! Auch kann ich mir nicht denken, daß sie New-York sollten verlassen haben. Die Geschichte, die man ihr erzählt, halte ich für eine Lüge zur Beförderung ihrer eigenen Zwecke. Dieser Doktor Brown muß aufgesucht werden, sowie auch diese gute englische Familie! Es wäre Unrecht, ihnen die Früchte ihrer Bemühungen zu entziehen!"

„Mein guter General," sagte Mistreß Malburne, „wenn Sie ihren Vater nicht finden können und ihre Freunde sich so wenig um sie kümmern, warum wollen Sie sie nicht selber behalten? Wir Alle denken, sie

sollte Ihr Kind sein. Und überdies scheint sie Sie so sehr zu lieben; sie wartet so ängstlich auf Ihre Ankunft und scheint von Kindheit auf eine große Ehrfurcht für Sie empfunden zu haben!"

„Sehr gern würde ich es sehen, wenn es so wäre, liebe Mistreß Malburne. Und so zugethan bin ich dem interessanten Kinde geworden, daß ich häufig an die Rückkehr zu dem stillen Glück des häuslichen Lebens denke und ihr liebliches Gesicht mit den Scenen vereine. Man ist zu Hause außerordentlich begierig, sie zu sehen!"

„Es ist Schade, daß sie nicht die Ihrige sein kann," fuhr Mistreß Malburne fort. „Ueberdies habe ich es erwartet, da Sie zweifelten, Ihren Vater aufzufinden!"

„Wir müssen zuerst ihre Erzieher aufsuchen. Aber sollte unser Bemühen vergebens sein und sie bei uns bleiben, so würde die Freude über den Segen nur um so größer sein. Ich kenne Nichts, was unserm häuslichen Kreise einen größeren Segen hinzufügen würde, als dieses liebliche Kind. Ihre tiefen, religiösen Gefühle, die einen ihrer größten Reize bilden, während wir sie deshalb um so mehr lieben müssen, würden

zu gleicher Zeit unsere Herzen dem Himmel näher bringen!“

„Ich denke nicht, daß Jeder so gewissenhaft sein würde hinsichtlich der Früchte, die er nicht selber gesäet,“ sagte Mistreß Malburne; „denn wenn ich nicht irre, beabsichtigt Jemand einen Raub,“ fügte sie hinzu, indem sie den Oberst Ellsworth anblickte, der in Gedanken versunken dasaß.

„Solcher Raub wird als gesetzlich betrachtet!“ sagte der General lächelnd, als er seine Augen auf den unbewußten Oberst richtete.

„Sie scheint ein sehr hohes Pflichtgefühl zu besitzen,“ fuhr Mistreß Malburne fort. „Eines Tages, als ich ein häusliches Geschäft besorgte, bat sie mich sehr freundlich, ihr zu zeigen, wie ich es mache. Sie sagte, je mehr sie verstehe, desto mehr sei es in ihrer Macht, Andere glücklich zu machen. Der große Geist sei so gut gegen Marien gewesen, daß sie zu ihm reden sollte, wie die Blumen und Sonnenstrahlen es thäten. General, sie erscheint wie ein Gebilde der Phantasie. Aber ich bezweifle nicht, daß es viele wie sie geben könnte, wenn sie gehörig erzogen würden!“

„Ohne Zweifel, liebe Madame,“ sagte der General.

„Sie empfing offenbar ihre religiösen Eindrücke von der indianischen Prinzessin," fuhr die alte Dame fort. „Sie muß in der That ein erhabenes Wesen gewesen sein!"

„Ohne Zweifel würden sie Sie dafür halten, Mistreß Malburne, wenn Sie sie gesehen hätten wie ich! Ich kann sie mir nie anders denken, als wie den Schutzengel der Kindheit dieses verlassenen Wesens!"

„Sie war sehr schön, nicht wahr?" fragte Mistreß Malburne.

„Das war sie," antwortete der General. „Aber man wurde nicht besonders davon betroffen. Es schien nur ein Theil des Ganzen zu sein. Es war mehr ihre erhabene Seele, die mir auffiel! So ist es auch mit der Schönheit dieses Kindes, wie mit jeder andern Schönheit, die uns gefällt und ergötzt, wenn wir sie anschauen. Aber ohne ihre Seele würde dieselbe gleich einer Statue oder einem Gemälde nur die Macht haben, zu gefallen und zu ergötzen, so lange wir sie anschauen. Die Seele, die sie belebt, ist es, welche ihr die Macht über das Herz verleiht."

„Wir haben noch viel zu lernen," fuhr er gedankenvoll fort, „wenn es sich um die Erziehung der

Jugend handelt! Und möchte unser Vaterland, wenn der Himmel ihm den Segen der Freiheit gewähren sollte, was ich nie einen Augenblick bezweifelt habe, eine Schule sein, um den Menschen zu dem heranzubilden, wozu der Himmel ihn bestimmte!"

Hier stand Oberst Ellsworth auf und verließ das Zimmer.

„Oberst Ellsworth ist Marien offenbar sehr zugethan," sagte Mistreß Malburne.

„Ich kenne keine Mutter und keinen Sohn, die ihrer würdiger wären!" entgegnete der General. „Er hat die Grundsätze alles Guten und Großen in sich: die Lehre seiner edlen Mutter!"

„Er scheint sich sehr zu bemühen, seine Neigung zu verbergen," fuhr Mistreß Malburne fort, „während sie ihm nur wie einem Bruder zugethan scheint. Auch nennt sie ihn fast immer Bruder!"

Hier kehrte die einsame Taube, von Lizzie begleitet, zurück.

Zuweilen unterhielt sie sich, während die Andern sich unterredeten oder lasen, damit, ihre Umgebung oder irgend ein eingebildetes Wesen zu zeichnen, um Denen,

die freundlich gegen sie waren, eine Freude zu machen; oder sie beschäftigte sich mit kleinen Stickereien, worin Mistreß Maitland sie unterrichtet hatte und wobei sie beständig für das Glück Anderer beschäftigt war.

Und so fuhr sie fort, ohne eine große Tugend an den Tag zu legen, durch kleine Handlungen jedes Herz in Liebe mit dem ihrigen zu vereinen.

* * *

„Woran denken Sie, Tante?“ fragte Lizzie eines Tages, als die einsame Taube abwesend war.

„Mein Kind, ich dachte an Marie. Es fiel mir ein, daß ihr Heroismus und ihr Muth, ihren Vater nicht zu verrathen, unsere Bewunderung, ihre Verlassenheit und ihre eigenthümliche Lebensgeschichte unsere Theilnahme würde erregt haben; aber wenn sie bei ihrer Einführung in unsern häuslichen Zirkel Nichts weiter besessen hätte, würden wir unsere Bewunderung bald vergessen haben; denn der menschliche Geist ist nicht gebildet, sich zu begnügen, einen Gegenstand oder eine Handlung, so groß beide auch sein mögen, beständig mit Befriedigung anzuschauen! Die Theilnahme,

die vermöge ihrer Einsamkeit und Verlassenheit unsere Herzen mit dem ihrigen vereinte, würde nur ein schwaches Band sein im Vergleich mit der starken Kette, die sie jetzt verbindet."

Die Rückkehr der einsamen Taube verhinderte die Antwort.

*

Siebentes Kapitel.

Die Erklärung.

Oberst Ellsworth versank häufig in Zerstreuung, während Marie vorlas. Eines Tages war dies so sehr der Fall, daß er nicht einmal bemerkte, daß Mistreß Malburne sich aus dem Zimmer entfernt hatte. Marie sah ihn einige Minuten mit verstörtem Ausdrucke an, dann näherte sie sich ihm, legte ihre Hand auf seine Schulter und sagte:

„Was macht Mariens Bruder so gedankenvoll und traurig, wenn sie liest? Erinnert es sein Herz an Etwas, was ihn bekümmert? Wenn das der Fall ist, sage er es Marien und sie wird es nicht mehr thun."

Er schwieg und schien mit seinen Gefühlen zu

kämpfen. Endlich sagte er, indem er die Hand, die sie auf seine Schulter legte, sanft in die seinige nahm: „Mariens Vorlesen, sowie viele andere Dinge, die Marie thut, erinnern das Herz ihres Bruders an etwas sehr Trauriges — es ist der Gedanke, wie bald er sie vielleicht nicht mehr sehen und hören wird! Mariens Bruder liebt sie so sehr, daß er sich nicht von ihr trennen möchte!“ sagte er, indem er ihre Hand an seine Lippen drückte.

Sie war gedankenvoll und sagte dann:

„Wie sehr wünschte Marie, mit Allen zu leben, die sie lieben! Der Himmel muß ein lieblicher Ort sein, weil wir da von Allen umgeben sind, die wir lieben. Der große Geist ist auch da und der Geist der Liebe! O! muß es nicht ein lieblicher Ort sein, Bruder?“ sagte sie mit zunehmender Lebhaftigkeit, ohne auf die Hand zu achten, die er in der seinigen hielt. „Dort wird Marie den Geist Heelehdee's und den Geist ihrer Mutter sehen — und mein Bruder wird seinen lieben Bruder wiedersehen!“ Nach einer augenblicklichen Pause fuhr sie fort: „Marie liebt ihren Bruder, und wenn sie nicht bei ihm und bei Denen sein kann, die sie auf der Erde lieben und geliebt haben, so wird sie im

Himmel bei ihnen sein. O! der Himmel ist ein lieblicher Ort! Ist es nicht so, Bruder?"

Das schöne Wesen gedankenvoll ansehend, sagte er:

„Ja, Marie, der Himmel muß in der That ein lieblicher Ort sein! Aber nie vorher begriff ich die Wesen, die ihn bewohnen, wie jetzt." Dann die Hand, die er noch hielt, fester drückend, sagte er mit bebender Lebhaftigkeit: „Marie versteht ihren Bruder nicht. Er liebt sie so, daß er unglücklich ist, wenn sie abwesend von ihm ist. Er möchte sie immer bei sich haben, um mit ihr von der Geisterwelt zu reden — und ihn zum Himmel führen. Er möchte sie bei sich haben, um ihn zu großen und edlen Handlungen anzufeuern; er möchte sie immer bei sich haben! Er wünscht, daß Marie sein Weib werden möge!" sagte er mit leiserer Stimme. „Liebt Marie ihren Bruder dazu genug? Kann Marie ihren Bruder glücklich machen? Er würde sie so zärtlich lieben!"

Er schwieg und sie schien verwirrt zu sein. Von seinem Sitze aufspringend, sagte er in großer Aufregung:

„Mariens Bruder wollte ihr nicht sagen, wie innig er sie liebt! Sie wird es nicht übel aufnehmen?"

Marie nimmt es nicht übel auf, daß ihr Bruder sie liebt!" sagte sie, ihn lebhaft ansehend.

„Will Marie über das nachdenken, was ihr Bruder gesagt hat?"

„Sie will es thun," sagte sie, indem ihr die Wahrheit klar wurde.

Achtes Kapitel.

Die Entscheidung.

Als Lizzie an dem Abend in das Zimmer der einsamen Taube trat, fand sie diese gedankenvoll dasitzend und die Mondesstrahlen ansehend, die auf dem hellen Wasser schimmerten. Ihr schönes Gesicht war so ruhig und lieblich wie die Scene, auf die sie hinblickte.

„O! Marie,“ sagte Lizzie, „ich habe Sie so sehr vermißt! Ich dachte, meine Abwesenheit würde kaum bemerkt werden, da überließ ich es meiner Tante, die Gesellschaft zu unterhalten, und kam hierher, um Sie aufzusuchen. Kommen Sie, wir wollen hier sitzen und diese liebliche Scene betrachten, und da reden Sie mir von Ihrer Geisterwelt! Es liegt etwas Geisterhaftes in dieser Scene. Ist es nicht so, Marie?“

Und das schöne Mädchen setzte sich zu ihrer Freundin nieder. Lange saßen sie da und hielten lieblichen Verkehr mit dem Glänzenden und Schönen!

* * *

Die folgenden beiden Tage vergingen. Am dritten Tage, als die einsame Taube, tief in ein Buch versenkt, in dem Bibliothekzimmer saß, ging die Thür auf und der Oberst Ellsworth trat herein. Sie stutzte, als sie ihn erblickte.

„Entschuldigen Sie, Marie," sagte er. „Man sagte mir, ich würde Sie hier finden. Aber, vielleicht habe ich Sie gestört!"

„O nein," antwortete sie gedankenvoll. Als sie aber sein blasses und aufgeregtes Gesicht bemerkte, stand sie auf, näherte sich ihm und fragte, indem sie sanft seinen Arm faßte: „Ist Mariens Bruder krank? Er sieht so blaß aus!"

Ihre Hand drückend und ihr lebhaft in's Gesicht blickend, antwortete er:

„Mariens Bruder ist nicht wohl gewesen, seitdem er sie zuletzt gesehen, und er wird nicht eher wieder wohl werden, als bis er weiß, was Marie gedacht hat!"

Er schwieg.

„Marie hat gedacht," sagte sie, indem ihr Ton einige Traurigkeit ausdrückte, „und wenn ihr Bruder sich niedersetzen will, wird sie es ihm sagen."

Es lag etwas Erhabenes in ihrem Wesen, als sie ihn zu einem Sitze führte. Sich an seine Seite setzend und ihm voll in's Gesicht blickend, sagte sie:

„Weiß mein Bruder, daß Marie namenlos ist? daß —"

Als sie sah, daß er im Begriff war, sie zu unterbrechen, sagte sie:

„Hören Sie mich zu Ende. Weiß mein Bruder, daß Marie namenlos ist — daß Niemand weiß, wer ihre Eltern sind? Weiß er, daß sie von ihrer Geburt an abhängig gewesen ist und selbst ihren Namen Fremden verdankt? Weiß er, daß die Welt deshalb über sie spottet?"

„Ueber Sie spottet?" fiel der Oberst ein; „über Sie — so unschuldig, so schön, so talentvoll!"

Ohne die Unterbrechung zu beachten, fuhr sie fort:

„Die Welt nennt Marien einen Findling! Deshalb wagte man, sie zu stehlen!"

„Halten Sie ein, Marie, um Gottes willen!" rief der Oberst, ihre Hände ergreifend. „Können Sie

nur einen Augenblick glauben, daß das für mich von Wichtigkeit sein würde — daß ich Sie darum weniger lieben könnte? Ich würde Sie, wenn möglich, noch mehr lieben, wenn ich fühlte, daß Sie allein wären und Niemand als mich hätten, auf den Sie sich verlassen könnten!"

„Marie glaubte nicht, daß es für ihren Bruder einen Unterschied machen werde. Sie wußte es. Aber es macht einen Unterschied für Marien! Die Welt würde über Sie spotten, wenn Sie eine Namenlose zu Ihrer Gattin nehmen wollten. Man spottete über Mariens Papa und Mama, und die gehören zu den Großen!"

„Sagen Sie nur, Marie, daß Sie mich lieben!" sagte der Oberst flehend. „Das ist Alles, was ich verlange. Mir liegt Nichts daran, was die Welt sagt!"

„Marie liebt ihren Bruder mehr, als Marie es wußte, bis sie ihr Herz befragt hatte! Sie liebt ihn jetzt noch mehr."

„Gott segne Sie für diese Worte, Marie!" sagte er, ihre Hand küssend. „Reden Sie nicht mehr von der Welt; ich würde diese Worte nicht für die Welt

hingeben! Und ist es wahr, Marie, daß Sie mich lieben? Kann es sein? Und wollen Sie —"

„Will mein Bruder Marien anhören?" sagte sie ruhig, fast feierlich. „Marie fühlt erst jetzt, wie sehr sie ihren Bruder liebt, obgleich ihr Herz ihr am letzten Abend sagte, daß sie ihn sehr liebe! Aber sie fühlt erst jetzt, wie gut und groß ihr Bruder ist. Mariens Bruder erscheint ihr gleich Heelehdee. Er redet zu ihr von der Geisterwelt und von dem großen Geiste gleich Heelehdee. Marie fühlt, daß sie zu ihrem Bruder wie zu Heelehdee aufblicken kann; sie fühlt, daß sie sehr glücklich sein würde in seiner Heimath mit seiner Mutter, welche Marie liebt, und die sie wieder liebt. Sie würde sehr glücklich sein mit ihrem Bruder — aber Marie darf nicht undankbar sein! Wenn Marie zu der Heimath ihres Bruders ginge, würde sie glücklich sein und ihr Bruder und dessen Mutter würden auch glücklich sein; aber Mariens Vater wäre dann allein. Er hätte Niemand, der ihn liebte; Niemand, der mit ihm von der Geisterwelt redete; Niemand, der für ihn sorgte und ihn glücklich machte! Und Marie fühlt, daß er unglücklich ist. Er sagte, er sei nicht glücklich, als er Marien an Heelehdee gab. Marie fühlt, daß er arm ist! Und wenn Marie zu

der Heimaeh ihres Bruders ginge, würde ihr Vater arm, einsam und unglücklich sein, während das Kind, welches er vom Untergange gerettet, die Heimath eines Fremden erheiterte! Marie kann nicht zu der Heimath ihres Bruders gehen; sie muß mit ihrem Vater gehen. Aber Marie will mit ihrem Bruder in der Geisterwelt leben!"

„O Marie! meine Marie!" sagte der Oberst, fast mit Ehrfurcht das hochherzige Wesen ansehend, „sagen Sie nicht, daß Sie nicht mit in meine Heimath gehen wollen! Ihre Heimath wird immer die Ihres Vaters sein!"

„Mariens Vater würde nicht abhängig sein wollen!" sagte sie, indem sie ihm noch immer lebhaft in's Gesicht blickte. „Aber Marie wünscht, daß ihr Bruder Alles wissen möchte. Der, den Marie Vater nennt, war ihr Retter. Aber Marie fühlt, daß er mehr für sie ist; sie fühlt, daß er vielleicht ihr Vater ist. Kapitain Dunmore sagte, er sei mein Vater. Er sagte — er sagte, er sei ein Mörder! Marie möchte wissen, ob sie die Tochter eines Mörders ist, ehe sie zu der Heimath ihres Bruders geht. Sie liebt ihren Bruder zu sehr, um zugeben zu können, daß man über ihn spotte. Auch steht Mariens Name in der Zeitung, als sei sie mit

einem Unbekannten entflohen! Nein, Marie kann nicht zu der Heimath ihres Bruders gehen!"

„O Marie, reden Sie nicht so, wenn sie mich nicht wahnsinnig machen wollen! Was jener Schurke Ihnen sagte, war falsch und von dieser Entführung kann sehr leicht das Gegentheil bewiesen werden!"

„Das ist wahr, ich danke Ihnen," sagte sie. „Daran dachte ich nicht. Aber Marie möchte die Wahrheit von dem Andern wissen, und wenn sie findet, daß ihr Vater, oder Adoptivvater ein Mörder gewesen, so will sie zu ihm in's Gefängniß gehen, wenn man es ihr gestatten will, und ihn trösten. Sie will zu ihm reden von dem großen Geiste und dem Geiste der Liebe! Der große Gott gab Marien nicht darum Heelehdee, ihr von ihm und allen seinen schönen Geistern zu erzählen, damit Marie allein glücklich sein möchte; er wollte, daß sie auch Andere glücklich mache, er wollte, daß der Geist, der in Marien wohnt, in seinen Handlungen von ihm rede! Marie will nicht undankbar sein gegen den großen Gott, der so gut gegen sie gewesen, indem sie nur an ihr eigenes Glück denkt!" sagte sie aufstehend. „Mariens Bruder hat seine edle und geliebte Mutter, um seine Heimath glücklich zu machen. Mariens Vater hat Niemanden! Marie muß

dem Willen des großen Geistes gehorchen und zu ihrem Vater gehen; aber sie will mit ihrem Bruder in der Geisterwelt leben!" Sie beugte sich nieder und drückte ihre Lippen auf seine blasse Stirn. „Mariens Bruder sieht krank aus. Marie wußte bis jetzt nicht, wie sehr sie ihn liebte. Sie wußte nicht, wie gut er sei und wie sehr Heelehdee ähnlich!"

Nachdem er das schöne Wesen eine Weile schweigend angesehen hatte, sagte er:

„Marie, Sie reden in der That vom Himmel zu uns! Ich wußte nicht, was ich verlangte, als ich um die Liebe eines Wesens, wie Sie, bat!" Dann ergriff er ihre Hände, als sie sich entfernen wollte, und sagte: „Marie, meine Marie, hören Sie Ihren Bruder an!"

Sie schwieg.

„Wenn Mariens Vater nicht zu finden ist?—"

„Marie darf nicht undankbar gegen den großen Häuptling sein," sagte sie. „Sie muß zu der Heimath des Häuptlings gehen."

„Und wenn Marie in der Heimath des Häuptlings gewesen ist," flehte der Oberst; „will sie dann nicht die Heimath ihres Bruders beglücken?"

„Wenn Mariens Pflicht es gestattet, will sie gehen in die Heimath ihres Bruders."

„Noch Eins, meine Marie,“ sagte der Oberst, ihre Hand in der seinigen behaltend; „will Marie ihrem Bruder zuweilen die Versicherung geben, daß sie ihn noch liebt! Es wird so lieblich sein, es von ihren eigenen Lippen zu hören!“

„Sie will es!“ war die Antwort, als sie das Zimmer verließ.

Neuntes Kapitel.

Nathan Drew.

Etwa drei Wochen nach der Rettung der einsamen Taube ging Lord Rochford in seinem Zimmer auf und ab. Ein Ungewitter drohte auf seiner Stirn. Ein unglücklicher Diener, der Seiner Herrlichkeit in den Weg kam und um die Wiederholung eines Befehles bat, wurde kopfüber die Treppe hinuntergeworfen.

„Verdammter Schurke!“ murmelte er zwischen den Zähnen. „So ist er also mit seinem Theile der Beute durchgegangen und hat mich, mit allen Hunden auf meiner Spur, zurückgelassen. Ich würde den Schurken herausfordern, aber dadurch würde die ganze Sache bekannt werden. Das Mädchen ist entflohen — entführt von einigen bäuerischen Yankee's, während er ihren Vater aufsuchte! Pah! ich glaube kein Wort

davon! Es ist ein Plan mit jenem Teufelsweibe gewesen, mich um meinen Theil der Beute zu betrügen! Und doch zahlte ich ihr mehr, als Dunmore ihr geben konnte. Und Philipp auch, der schmeichelnde Hund, konnte doch keinen Beweggrund haben, mich zu täuschen. Es muß wahr sein. Man höre nur den verdammten Heuchler, nachdem er von Geburt an das Werk des Teufels gethan, jetzt den Sittenprediger spielen und mit heiligem Gesichte sagen, daß der alte Teufel von einem Doktor wahrscheinlich Recht gehabt, daß seine schöne Gefangene von unsichtbaren Mächten beschützt worden sei, da er nicht die Macht gehabt, ihr Etwas zu Leide zu thun, und daß er selber noch ein Engel hätte werden können, wenn er noch länger in der Gesellschaft von Engeln geblieben wäre. Ha, ha, ha! und ich glaubte ihm! Ich denke, der verdammte Thor fürchtete sich vor der alten Hexe; aber was ist zu thun? Ich dachte, wenn ich mich weigerte, mich mit Kapitain Maitland zu schlagen wegen seiner Lähmung, so würde die Sache zu Ende sein, da man nicht erwarten könnte, daß ich mit dem alten Cerberus fechten werde. Aber da muß jener hitzköpfige Effingham kommen. Ich kann mich nicht weigern, mich mit ihm zu schlagen, und er ist ein guter Schütze und verdammt kaltblütig, wenn

er will. Schläge zu bekommen, vom alten Cerberus noch dazu und öffentlich bekannt gemacht! Ein fein angelegter Plan! Was wird Lady Emilie sagen? Und was habe ich dabei gewonnen? Nichts, durchaus Nichts! Ich hätte dies nicht angeschlagen und noch zehn Mal mehr nicht, hätte ich nur den Vogel gefangen. Die Sache wäre bald vergessen gewesen, und die Schönen hätten dem Lord Rochford nur noch mehr, als je, zugelächelt. Es würde seine Beliebtheit beträchtlich vermehrt haben. Die Mama's würden ihn lächelnder als je empfangen und ihm von den zahllosen Tugenden und Vollkommenheiten ihrer heirathsfähigen Töchter, nur ihnen sichtbar, mit noch größerem Nachdruck erzählt haben. Dergleichen Dinge schaden uns nie in den Augen der Schönen und ein Duell in Folge dessen würde mich vollends zu einem Helden machen. Aber meinen Zweck nicht zu erreichen und meinen Vogel entfliehen zu lassen, das ist die Schande! Was ist zu thun? Ich denke, ich muß mich schlagen, obgleich ich wünschte, es wäre irgend ein Anderer, als Effingham. Nur mein Tod wird ihn zufriedenstellen. Eine Kugel durch's Gehirn ist kein besonders angenehmer Gedanke, doch ist es das geringste Kompliment, welches ich zu erhalten erwarte. Wahrhaftig! wenn noch Stärke in

diesem Arme ist, so soll er fallen, nnd wenn mich der Teufel diesmal begünstigt, will ich sie dennoch haben, und sollte sie unter dem Schutze des Befehlshabers dieser verdammten Rebellen selber sein! Das heißt, wenn Geld die Macht dazu hat, und ich zweifle nicht, es werden sich noch mehr finden, die das Geld ebenso lieben, wie jene alte Hexe! Welch' ein Thor ich war, nicht selber zu gehen, anstatt jenen schmeichlerischen Hund, Philipp, zu schicken. Seine List hat mir oft gedient — daß sie aber auch gerade jetzt fehlschlagen mußte! Ich fürchtete, wenn ich ginge, würde der alte Cerberus das Komplott ergründen! Eine unnütze Vorsicht! Er hat es ergründet, und ich kann nicht sagen, wie es geschehen ist, wenn ihm nicht der alte Teufel geholfen hat!"

Er schwieg. Ein dienstfertiger Lakai, der schon einige Minuten gewartet hatte aus Furcht, er möchte das Schicksal seines armen Kameraden theilen, wenn er Seine Herrlichkeit unterbreche, näherte sich jetzt und benachrichtigte ihn, daß ein Landmann ihn zu sprechen wünsche.

„Schicke den verdammten Bauer weg!"

„Aber, Mylord," fuhr er fort, „er besteht darauf, Sie sprechen zu wollen. Ich habe ihm schon mehrmals

gesagt, er solle gehen; aber er sagt immer, er habe Etwas für Eure Herrlichkeit und müsse Sie sprechen. Ich kann ihn nicht los werden."

„So führe ihn denn herein."

Wenige Augenblicke später trat die große, hagere Gestalt Nathan Drew's herein.

„Herr Lord," sagte er, nachdem der Diener sich entfernt hatte, „sind Sie der Mann, der das hübsche Mädchen haben wollte, welches Kapitain Dunmore gefangen hielt, um ihren Vater damit zu fangen? Wenn Sie der Mann sind, ich habe das Mädchen. Ich nahm sie dem Kapitain Dunmore weg, denn ich wollte nicht, daß er sie tödten sollte, weil sie ihren Vater hatte entfliehen lassen. Da ich aber von der alten Frau hörte, daß Sie viel Geld hätten und das Mädchen haben wollten, so dachte ich, ich wollte kommen und sehen, was Sie bieten würden."

„Elender!" sagte Rochford, der seine eigenen Laster an einem Anderen verabscheute, „wollt Ihr das schöne Wesen verhandeln?"

„Da werden Sie das Mädchen also wohl nicht wollen," sagte Nathan kalt, „da Sie Nichts für sie geben wollen. Entschuldigen Sie, daß ich gefragt habe." Und er wendete sich um, als wollte er gehen.

„Halt!“ sagte Rochford, „wo ist sie?“

„Drüben in Jersey,“ sagte Nathan mit großer Gleichgültigkeit.

„Was ist aus Eurem Rebellenanführer geworden, der sie wegnahm? Gab er sie einem geldgierigen Wicht, wie Ihr seid?“

„O! ich denke, er hat etwas Anderes zu thun, als sich um Mädchen zu kümmern. Er will Euch Rothröcke wieder zusammenhauen. Aber ich kann ebenso gut wieder gehen, da Sie das Mädchen nicht wollen,“ sagte er sich umwendend.

„Halt!“ sagte Rochford. „Wie viel wollt Ihr für sie?“

„Nun, ich habe gedacht, diesmal würde ich einen guten Handel machen können, da sie ein so hübsches Mädchen ist.“

„Sind funfzig Guineen genug?“ sagte Rochford.

„Das ist ein sehr geringer Preis für ein so hübsches Mädchen. Dafür würde ich Ihnen meine Polly überlassen.“

„Elender!“ murmelte Rochford wieder; „wofür haltet Ihr mich?“

„Ich halte Sie für einen Mann, der nie Etwas dagegen hat, ein Mädchen zu kaufen.“

„Der verdammte Rebell!“ murmelte Rochford.

„Da denke ich, kann Nichts aus dem Handel werden, wenn Sie nicht mehr geben wollen,“ sagte Nathan in demselben geschäftsmäßigen Tone.

„Sind denn hundert genug, Ihr Schurke?“

„Ich denke, ich sollte mehr haben, da es ein so hübsches Mädchen ist, die viel Gelehrsamkeit besitzt und vornehme Manieren,“ sagte Nathan.

„Geldgieriger Wicht!“ rief Rochford, in Leidenschaft über das, was er für eine große Verkennung seines Charakters als Lord hielt. „Sind Euch denn zweihundert Guineen genug?“

„Sie dürfen nicht unwillig darüber werden,“ sagte Nathan kalt. „Es zwingt Sie Niemand, das Mädchen zu kaufen. Ich denke, es wird am Besten sein, wenn ich gehe.“ Und er faßte den Thürdrücker an.

„Halt!“ sagte Rochford in milderem Tone. „Sind Euch zweihundert Guineen genug?“

Nathan bedachte sich einige Augenblicke und sagte dann langsam:

„Nun, Sie können sie haben, denn ich möchte gern wieder ans diesem Orte heraus. Aber sie ist mehr werth! Dies ist aber eine sehr hübsche Wohnung!“ sagte er, sich umsehend. „Aber ich hoffe, Sie beten

keine Götzenbilder an," fügte er hinzu, indem er auf die Statue einer Venus deutete.

„Wenn wollt Ihr mir den reizenden Vogel bringen?" fragte Rochford lebhaft, ohne auf die Bemerkung zu achten.

„Nun, ich denke, Sie werden sie sich wohl holen müssen," sagte Nathan. „Ich denke, ich will meinen Kopf nicht wieder auf's Spiel setzen und mich unter diese Rothröcke wagen. Ich mußte der Schildwache sagen, ich habe ein Mädchen an Sie zu verkaufen, eher wollte man mich nicht einlassen."

„Zum Teufel! das habt Ihr doch nicht gesagt, verdammter Thor?"

„Da sind wir nicht einerlei Meinung," sagte Nathan mit demselben kalten Wesen. „Ich denke nicht, daß ein Mann ein Thor ist, weil er sein Geschäft sagt, wenn es sich darum handelt, seinen Kopf zu retten! Aber ich will gehen. Wenn wollen Sie kommen, um das Mädchen zu holen? Sie müssen die Guineen mitbringen, denn ich gebe das Mädchen nicht eher heraus, als bis ich das Geld in meinen Fäusten habe. Ich will die Quittung bereit halten."

„Der verdammte Thor," murmelte Rochford wieder.

„Sie müssen selber kommen; denn ich würde sie keinen andern Händen überliefern, denn ich traue diesen Rothröcken nicht, sie möchten Ihnen das Mädchen nicht überliefern und Sie dann Ihre Guineen wieder haben wollen. Sehen Sie, ich verstehe mich ein wenig auf die Handelsgeschäfte."

Nachdem Rochford sich vergebens bemüht hatte, den unerschütterlichen Nathan zu bewegen, sie selber zu bringen, entschloß er sich endlich, an dem Nachmittage nach Jersey hinüber zu gehen und das Gekaufte in Empfang zu nehmen.

„Gab es je einen so glücklichen Zufall?" murmelte Rochford bei sich selber, als die Thür sich hinter Nathan geschlossen hatte. „Endlich wird also dieses herrliche Wesen mein werden. Tausend Guineen wären nicht zu viel gewesen. Ich werde sie mit eigenen Händen in Empfang nehmen, und es wird weiter keine Gefahr vorhanden sein, daß sie mir entschlüpft. Ich muß jenem verdammten Thoren von einem Yankee dafür danken, denn ich würde sie sonst Niemand anvertrauen. Pah! Effingham! könnte ich nur diesem Duell aus dem Wege kommen!"

„Wohl gemerkt, Herr Lord, Sie dürfen die Guineen nicht vergessen! Ich gebe Ihnen das Mädchen

nicht ohne dieselben!“ rief Nathan Drew, indem er seinen Kopf und seinen langen Hals durch die halb offene Thür hereinstreckte.

„Macht Euch fort, teuflischer Wicht!“ rief Rochford. „Ihr könnt unbesorgt sein wegen Eurer Guineen!“

Als Nathan die Thür wieder geschlossen und sich so weit entfernt hatte, daß man ihn nicht mehr hören konnte, murmelte er:

„Der teuflische, schmutzige Wurm! Er machte mein Blut sieden. Er nannte Nathan Drew einen Thoren! Wir wollen sehen, wer ein Thor ist, ehe er viele Stunden älter geworden. Nathan Drew weiß, was er zu thun hat. Er gab sich nicht für einen Tory aus, denn sonst hätte man ihm mißtrauen können; er zeigte sich nicht begierig, das Mädchen zu verkaufen, denn er war es nicht! Nathan Drew zeigte sich als das, was er ist. Er wußte, daß der schwarze, schmutzige Wurm seine Augen für den Engel hergeben würde. Aber er soll sie nicht aus Nathan Drew's Händen erhalten. Einen gefangenen Vogel nennt er sie! Wohlan, vor morgen früh soll er selber ein gefangener Vogel sein, und zwar ein solcher, wie noch nie einer ausgebrütet worden. Der schmutzige Wurm! Wenn ich nun

auch jenes teuflischen Schurkens, des Kapitains, habhaft werden könnte! Aber es ist nicht, weil sich Nathan Drew in diesen beiden letzten Wochen nicht hinlänglich bemüht hat, den teuflischen Wurm zu fangen. Aber einen von ihnen wollen wir gehörig einpöckeln, wenn Nathan Drew sicher an die Küste von Jersey kommt!"

Zehntes Kapitel.

Der Erfolg der Herausforderung.

Gegen Abend des nächsten Tages lag Mistreß Maitland auf einem Sopha in einem verdunkelten Zimmer und schien zu schlummern, während ihre bleichen Züge deutliche Spuren des Leidens zeigten. In ihrer Nähe saß Kapitain Maitland. Der Kummer hatte auf seinem Gesichte das Werk der Jahre gethan. Man hörte weiter Nichts, als das laute Picken der Uhr im Vorsaale, welches die tiefe Stille in dem Zimmer noch feierlicher machte. Mistreß Maitland stieß einen tiefen Seufzer aus.

„Amalie,“ sagte ihr Gatte aufstehend und sich ihrem Lager nähernd, „liebe Amalie, laß uns versuchen, mit Doktor Brown zu denken, daß die Mächte

des Himmels nicht gestatten werden, daß unserm armen, unschuldigen Kinde Etwas zu Leide geschieht!“

„O James!“ sagte sie, „so lange ich dachte, ihr Vater habe das Kind bei sich, war ich verhältnißmäßig glücklich. Aber o mein Gott! zu wissen, daß sie nicht bei ihm ist — der Gedanke ist Wahnsinn!“

„Sei ruhig, liebe Amalie, ich fühle, daß Gott sie beschützen wird! Ich fühle, daß er Die beschützen wird, die nur in seiner Liebe lebte, die ihn in allen seinen Werken sieht und verehrt.“

„Es ist mir so lieb,“ sagte Mistreß Maitland, „daß Doktor Brown ein solches Vertrauen fühlt, daß ihr Nichts zu Leide geschehen könne! Dies ist der einzige Hoffnungsstrahl, der mir je zu Theil geworden ist. O! wenn sie uns nur wiedergegeben würde, könnten wir nie dankbar genug dafür sein!“

„Ich habe mir oft geschmeichelt, Amalie, wenn wir wieder zu unserer glücklichen Heimath in dem lieben alten England zurückkehren sollten, daß dieses liebe, sanfte Wesen die Macht haben würde, das gebrochene Herz meiner armen alten Mutter zu heilen. Aber Alles, wornach ich jetzt frage, ist, zu hören, daß sie gerettet ist!“

„Der Doktor kann Nichts weiter erfahren, als daß Lord Rochford mit diesem Kapitain in Verbindung stand?“ fragte Mistreß Maitland.

„Nichts,“ war die Antwort; „der Diener, den der Doktor bestochen, wußte Nichts weiter.“

„Was denkst Du, James, welchen Beweggrund mochte Kapitain Dunmore haben?“

Kapitain Maitland schien die Frage seiner Frau nicht zu beachten, sondern neigte den Kopf auf seine Hände und es überlief ihn ein Schauder. Mistreß Maitland war mit ihren eigenen schmerzlichen Gedanken beschäftigt und bemerkte es nicht. Endlich sagte sie:

„James, meinst Du nicht, daß Du Kapitain Dunmore finden könntest?“

„Nein, Amalie, er scheint zu wissen, daß wir auf seiner Spur sind, und er hält sich fern von uns. Aber es wundert mich, wo der Oberst bleibt, daß er nicht zurückkehrt? Und der Doktor auch! Aber ich meine, ich höre jetzt Jemand im Vorsaale!“

Hastig aufstehend und die Treppe hinuntersteigend, begegnete er dem Obersten Effingham. Ein Lächeln zeigte sich in seinem Gesichte, das erste seit dem Verschwinden der einsamen Taube.

„Was giebt's Neues?“ rief der Kapitain, seine Hand ergreifend.

„Nichts von Marie,“ sagte der Oberst hastig.

Kapitain Maitland sah ihn fragend an.

„Ich lächele über den Ausgang meines Duells. Es war in der That sehr unterhaltend,“ sagte der Oberst.

„Treten Sie ein, Oberst, und erzählen Sie es mir,“ sagte der Kapitain vorangehend. „Ich suchte Sie diesen Morgen auf, indem ich fürchtete, Sie möchten verwundet sein; doch konnte ich Nichts weiter erfahren, als daß das Duell nicht stattgefunden. Wie geschah das?“

„Nun, wir gingen zu der bestimmten Zeit an den verabredeten Ort, fanden aber Niemanden dort. Nachdem wir eine Zeitlang gewartet, erschien Kapitain Rawder, sein Sekundant, und sagte, Seine Herrlichkeit sei in seiner Wohnung nicht zu finden und die ganze Nacht abwesend gewesen. Es wurden Nachforschungen angestellt und der Erfolg war dieser. Einige von den Rebellen hatten ihn durch eine List nach New-Jersey hinüber gelockt, ihn mit Theer bestrichen und in Federn umgekehrt. Aber das war noch nicht Alles. In

welcher ehrenvollen Gesellschaft glauben Sie, daß er gefunden wurde?"

„Das dürfte schwer zu errathen sein," sagte der Kapitain.

„In einem Schweinestall angebunden, von einer hübschen Gesellschaft von Schweinen umgeben. Er war halb todt, als man ihn fand. Draußen an dem Stalle stand geschrieben: Alle die schmuzigen Würmer bei einander!"

„Welch' eine Beleidigung!" sagte der Kapitain lächelnd. „Aber ich zweifle nicht, daß der Schurke es verdiente. Welches war die Ursache?"

„Eine Dame, so viel ich erfahren kann. Er hat ohne Zweifel eines redlichen Mannes Tochter beleidigt," sagte Effingham, „und es ist ihm recht geschehen. Es ist die einzige geeignete Strafe für solche Pestbeulen der Gesellschaft. Ha, ha! ich möchte ihn sehen, wenn er sich wieder zeigt. Obgleich Jedermann unwillig scheint, daß einem Manne seines Ranges eine solche Beleidigung widerfahren, so hat die Sache doch keine geringe Heiterkeit erregt, besonders bei denen, welche glauben, daß er bei der Entführung Ihrer Tochter seine Hand im Spiele gehabt."

Der Oberst wurde ernst, als er die Verlorene erwähnte.

„Es wird den Doktor des Vergnügens berauben, ihn durchzuprügeln. Wenn doch jedem Schurken eine solche Strafe zu Theil würde. Aber wissen Sie nichts Näheres, Oberst?“

„Sehr wenig, bis jetzt, denn es ist sehr geheim geschehen. Das Einzige, was einiges Licht auf die Sache wirft, ist, daß gestern Morgen ein Landmann die Schildwache passirte und als sein Geschäft angab, er habe ein Mädchen an Lord Rochford zu verkaufen. Man hielt den Kerl für einen Narren und glaubte, er habe irgend einen Scherz vor, und so ließ die Schildwache ihn durch. Etwa zwei Stunden später kehrte er zurück und sagte, er habe dem Lord Rochford das Mädchen für zweihundert Guineen verkauft, obgleich sie mehr werth sei; und wenn die Schildwache noch von Jemand höre, der ein Mädchen kaufen wolle, so möchte sie ihn nur zu Nathan Drew auf der Jerseyseite schicken.“

„Lord Rochford ging Nachmittags, von seinem Bedienten begleitet, hinüber und wurde diesen Morgen in dem oben beschriebenen Zustande von einer alten Frau gefunden, die den Schweinen, welche es keines=

wegs an Aufmerksamkeit gegen ihren ausgezeichneten Gast hatten fehlen lassen, ihr Frühstück brachte."

„Es war ein verwegener Streich," sagte der Kapitain, „aber der Schurke verdiente es. Was wurde aus dem Diener?"

„Man hat bis jetzt noch Nichts von ihm gehört," sagte der Oberst.

Elftes Kapitel.

Trübe Ahnungen gehen in Erfüllung. — Die freudige Ueberraschung.

Es war die Gewohnheit der einsamen Taube, auf die Ankunft des Generals zu warten und ihn, wenn er eintrat, zu einem bequemen Sitze zu führen, eine niedrige Ottomane herbeizuziehen, sich an seine Seite zu setzen und aufmerksam seiner Unterredung zuzuhören. Er fand großes Vergnügen daran, sich mit ihr zu unterhalten, denn wie er zu Mistreß Malburne sagte, war die Frische und Schönheit ihrer Gedanken eine Erheiterung für seinen von Sorge niedergedrückten Geist.

Eines Abends, nach ihrer Unterredung mit Oberst Ellsworth, saß sie wie gewöhnlich vertrauensvoll an der Seite ihres edlen Freundes. Der gute General hatte

sie eine Zeitlang schweigend angesehen, dann legte er ihr die Hand sanft auf den Kopf und sagte:

„Wie würde es meiner Tochter gefallen, mich in meine Heimath zu begleiten?“

„Marie würde sich sehr glücklich fühlen, bei dem edlen General zu sein,“ sagte sie gedankenvoll.

„Und wenn er Mariens Vater nicht finden kann und ihre andern gütigen Freunde, will sie dann mit dem Häuptling in seine Heimath gehen?“

„Kann der Häuptling Mariens Vater nicht finden?“ fragte sie, ihm lebhaft in's Gesicht blickend.

Freundlich ihre zitternden Hände in die seinigen nehmend, sagte er:

„Marie darf nicht zu traurig werden über das, was der Häuptling ihr sagen will, denn es ist der Wille des großen Gottes!“

„Marie will ruhig sein,“ sagte sie. „Nur sagen Sie ihr Alles! Sagen Sie Marie, ob die Feinde ihren Vater in ihrer Gewalt haben?“

„Sie haben ihn gefangen genommen,“ sagte er.

„Ist er bei ihnen oder ist er in New-York gefangen?“

„In New-York,“ versetzte der General.

„Da wird er sterben!“ sagte sie verzweifelnd.

Nachdem sie einige Augenblicke nachgedacht, fuhr sie fort: „Marie fühlte, daß es so sei; aber sie wollte den großen Häuptling nicht betrüben, der so gütig gegen sie gewesen. Aber kann Marie nicht zu ihrem Vater gehen?“ fragte sie, ihm noch lebhaft in's Gesicht blickend. „Kann nicht Marie gehen und versuchen, ihren Vater glücklich zu machen?“

„Mein Kind,“ sagte der General, „man würde Ihnen nicht gestatten, bei ihm zu bleiben, wenn Sie auch gehen wollten.“

„O! Mariens armer Vater!“ sagte sie in Tönen des tiefsten Kummers. „Marie wird ihren Vater nie wiedersehen. Als er sich von Marie am Seeufer trennte, sollte sie nie wieder bei ihm sein!“

„Mein gutes Kind, bekümmern Sie sich nicht so sehr!“ sagte der General freundlich.

„Kann nicht der Häuptling Mariens Vater retten, indem er ihn auswechselt?“

„Nein, mein Kind,“ war die milde Antwort, „der englische General will ihn nicht auswechseln! Ich habe schon den Versuch gemacht.“

Ein Schauder überlief sie. Dann zeigte sich ein tiefer, schmerzlicher Ausdruck in ihrem schönen Gesichte und sie schwieg einige Minuten. Endlich erhob sie ihr

Gesicht, von welchem die Farbe gewichen war, mit einer Ruhe, welche andeutete, daß sie jedem Pulse ihres Herzens still zu sein geboten habe, und sagte:

„Will der große Häuptling Marien Alles sagen? Er darf ihretwegen keine Furcht hegen. Sie kann das Schlimmste ertragen. Ihr Herz ist vorbereitet. Ist Mariens Vater ein Mörder?“

Der General betrachtete schweigend die plötzliche Umwandelung des vertrauensvollen Kindes in das ruhige, erhabene Wesen.

„Sagen Sie Marien Alles!“ wiederholte sie, als sie sah, daß er zauderte. „Fürchten Sie nicht, ihr Alles zu sagen. Der große Geist wird ihr Herz nicht brechen lassen!“

„Mein gutes Kind!“ sagte der General, „ich will Ihnen Alles sagen, und ich weiß, daß Sie es mit Standhaftigkeit ertragen werden. Ihr Adoptivvater wird beschuldigt, vor einigen Jahren in England einen Mord begangen zu haben. Man wird ihn gefangen halten, bis es bewiesen worden, daß die Beschuldigung falsch ist. Daran ist freilich nicht zu zweifeln, da Kapitain Dunmore der einzige Ankläger ist!“

„Wird man meinen Vater nach England schicken?“ fragte sie in demselben ruhigen Tone.

„Da das Verbrechen in England soll begangen worden sein, so läßt sich nicht bezweifeln, daß man ihn dorthin schicken wird!“ sagte der General. „Aber Sie dürfen Nichts fürchten, mein Kind, ich halte ihn nicht für schuldig!“

„Kennt der Häuptling meinen Vater?“ fragte sie.

„Ich kannte ihn, seitdem die Armee in Cambridge stand, und er hat sich immer als gut und tapfer gezeigt. Darum halte ich diese Beschuldigung für falsch!“

„Ich danke Ihnen. Marie wußte immer, daß ihr Vater gut und tapfer sei. Aber es erheitert ihr Herz, es von dem großen Häuptling sagen zu hören. Aber glauben Sie nicht, gütiger General, daß Marie zu ihrem Vater gehen könnte, um mit ihm zu reden und ihn zu trösten? Er muß so einsam sein!“

„Mein gutes Kind,“ sagte er, „es würde unmöglich sein. Wenn man Sie auch zu ihm ließe, was ich sehr bezweifle, so könnten Sie doch nicht bei ihm bleiben; und dann wären Sie ohne Beschützer und ohne Heimath. Es würde nur nachtheilig für Sie sein, ohne Ihrem Vater zu nützen.“

„Da kann Marie weiter Nichts thun, als den großen Gott bitten, ihren Vater zu beschützen und zu trösten!“ sagte sie feierlich.

„Und will Marie, wenn ihre andern Freunde nicht gefunden werden, mit dem Häuptling in seine Heimath gehen und glücklich mit ihm sein, bis ihr Vater freigesprochen ist und zu ihr zurückkehren kann?“

„Marie will mit dem Häuptling in seine Heimath gehen und sehr glücklich mit ihm sein; denn sie fühlt, daß alle die großen und guten Geister mit dem Häuptling reden und daß der Geist der Liebe bei ihm wohnt. Marie ist gern in der Nähe des Häuptlings, weil sie die Gegenwart des Geistes der Liebe fühlt. Aber Mariens Herz wird traurig sein wegen ihres Vaters, und es wird eine Wolke auf ihrem Gesichte ruhen; aber sie will versuchen, nicht undankbar zu sein!“

„Marie ist eine Schmeichlerin gewesen!“ sagte er, sie zärtlich anlächelnd.

Der Eintritt Anderer unterbrach ihre Unterredung. Als Oberst Ellsworth eintrat, erwiederte Marie seinen heitern Blick mit lieblichem Lächeln. Aber dieselbe gedankenvolle Ruhe kehrte zurück. Er blickte sie ängstlich an, als wollte er in ihrem Herzen lesen, aber der Ausdruck blieb. Die Unterhaltung war allgemein geworden, als man die Stimme eines Fremden im Vorsaale hörte. Marie stutzte. Die Thür öffnete sich und der Doktor Brown wurde angemeldet.

Mit einem Freudengeschrei sprang die Taube vorwärts und lag im nächsten Augenblick in den Armen des Fremden.

Sie dann in Armeslänge von sich entfernt haltend, sah er sie an, als wollte er sich überzeugen, ob sie es wirklich sei, und rief, während Thränen an seinen Wangen herunterrollten:

„Es ist in der That unsere verlorene Marie! Unser geliebtes Kind! Und der große Gott beschützte die Unschuld vor allem Leid! Ich wußte es!“

Und er drückte sie wieder an sein Herz und erhob seine Augen in schweigender Dankbarkeit zum Himmel. Dann neigte er sich wieder zu ihr, küßte zärtlich die Stirn des schönen Wesens und sagte:

„O Marie! daß der große Gott, den Sie so sehr liebten, und den Sie in Allem sahen, unser geliebtes Kind vor Leid schützen würde, war Alles, was unsere Herzen verhinderte zu brechen!“

„So hält man mich also nicht für unwürdig?“ sagte sie lebhaft.

„Sie für unwürdig, Marie? Da hätten wir auch einen Engel des Himmels für unwürdig halten können!“

Kein Auge blieb trocken, welches Zeuge dieses glücklichen Wiedersehens war.

„Die liebe Mama und der liebe Papa?“ flüsterte sie, als er sie noch an sein Herz gedrückt hielt.

„Mama ist krank, seitdem Marie fort ist. Sehr krank! Aber sie wird bald wieder besser werden, da sie weiß, daß ihr Kind gerettet ist und bald bei ihr sein wird. Auch Papa ist nicht wohl gewesen. Aber zu wissen, daß unser geliebtes Kind gerettet ist, wird auf uns Alle wie ein Zauber wirken!“

Als die erste Freude über das unerwartete Wiedersehen ihres geliebten Lehrers sich ein wenig gelegt hatte, führte sie ihn zu General Washington und sagte:

„Dies ist der Vater, den der große Geist Marien gegeben hat, als er sie von Denen wegnehmen ließ, die sie liebten! Der große amerikanische Häuptling!“

Sich ihm mit Ehrerbietung nähernd, sagte er:

„Wir haben Ihren öffentlichen Charakter immer bewundert und geachtet; aber erst als wir vom General Clinton Ihren Brief erhielten, worin Sie uns von der Rettung unseres geliebten Kindes in Kenntniß setzten, fühlten wir den vollen Werth desselben. Manche Männer können groß sein bei großen Umwälzungen und

umgeben von wichtigen und aufregenden Ereignissen; aber wenige, sehr wenige nehmen diese Größe mit in das stille Privatleben!"

„Es verursacht mir lebhaftes Vergnügen," sagte der General, dem alten Herrn herzlich die Hand drückend, „einen Mann zu treffen, den ich zu schätzen und zu verehren gelernt habe vermöge der Geistesbildung, die er diesem lieben Kinde hat zu Theil werden lassen, und mein einziges Bedauern ist, daß das Vergnügen durch die Ueberzeugung erkauft werden muß, daß wir uns bald von ihr trennen müssen!"

„Ich wollte, wir hätten zwei," sagte der Doktor, dessen Augen zärtlich auf der einsamen Taube ruhten, „damit wir den Segen mit Ihnen theilen könnten!"

„Mein Bruder, der Marien das Leben rettete!" sagte sie, ihn zu dem Obersten Ellsworth führend.

„Ich kann nicht mehr sagen, als daß Sie ein würdiger Anhänger Ihres edlen Oberbefehlshabers sind!" sagte der Doktor, dem jungen Manne mit Wärme die Hand drückend.

„Und hier ist meine Mutter, die Marien so freundlich verpflegte," sagte sie, ihn zu der alten Mistreß Malburne führend; „und dies ist die liebe Schwester Lizzie. Aber wo ist Betsy?" Sie eilte auf einen

Augenblick hinaus und kehrte bald darauf mit dem verwachsenen Mädchen zurück.

„Ei, mein kleines Geistermädchen," sagte der Doktor, ihre Wange streichelnd, „Sie haben Sich ja mit einem solchen Kreise von Freunden und Verwandten umgeben, daß Sie die Abwesenden wohl kaum vermißten."

„Mariens Freunde ließen sie die Aufmerksamkeiten der Abwesenden nicht vermissen! Aber ihr Herz vermißte ihre Liebe, obgleich sie ihre neuen Freunde sehr liebte. Und als sie glaubte, daß die Abwesenden sie ihrer Liebe unwürdig hielten, schien es ihr, als sollte ihr Herz brechen!"

„Mariens Herz ist groß genug für uns Alle," sagte Mistreß Malburne, indem sich ihre Augen mit Thränen füllten.

„Das ist wahr — sehr wahr!" versetzte der Doktor. „Wenn wir in unser kleines Studirzimmer zurückkehren," fuhr er fort, „wie viel wird Marie ihren alten Freunden von den Zuflüsterungen der fremden Geister zu erzählen haben!"

Ihre Arme um seinen Hals schlingend und ihm zärtlich in's Gesicht sehend, sagte sie:

„O! Marie ist so glücklich, ihren lieben, guten Doktor wieder zu haben!"

Nach einer Weile sagte der Doktor, der Lizzie eine Zeitlang aufmerksam angesehen hatte:

„Mein Kind — denn wenn Sie Mariens Schwester sind, müssen Sie auch mein Kind sein — Ihr Name und Ihre Züge erinnern mich an eine längst verstorbene Schwester. Ihr Name war Lizzie und sie heirathete Heinrich Ingols. Sie starb und hinterließ einen einzigen Sohn, Namens Heinrich, der sich später verheirathete und zwei Kinder hinterließ, die ihr Großvater erzog.“

„Das war mein Großvater,“ sagte Lizzie mit Rührung.

„Und wo ist der gute alte Mann und Ihr Bruder?“

Die Thränen der armen Lizzie verkündeten die traurige Wahrheit.

„Und dies ist Ihre Tante?“ sagte er, sich zu Mistreß Malburne wendend.

„Nein, Doktor, sie ist nicht eigentlich meine Nichte, obgleich ich sie ebenso sehr liebe, als wenn sie es wäre,“ sagte die gute Dame. „Sie wurde des Schutzes wegen von meinem Bruder hierhergeschickt, den sie Onkel nennt und bei dem ihr Großvater sie zurückließ, als er nach Valley Forge ging, um seinen armen Enkel zu besuchen.“

Die Erinnerungen der Vergangenheit waren zu schmerzlich für die arme Lizzie. Sie stand auf und verließ das Zimmer, worauf Mistreß Malburne dem Doktor einen umständlichen Bericht von dem Tode ihres Großvaters und Bruders ertheilte.

„Die guten Geister müssen in der That in diesem Hause wohnen,“ sagte der Doktor, „da es der Zufluchtsort nicht nur eines, sondern zweier meiner Kinder ist.“

„Aber, Doktor, Sie werden es doch nicht über's Herz bringen können, uns unserer beiden lieben Kinder zu berauben?“

„Nein, liebe Madame, obgleich ich fühle, daß mein Herz mich zu dem Diebstahle antreibt, kann ich nicht so undankbar gegen Ihre Freundlichkeit sein.“

Zwölftes Kapitel.

Eifersucht.

Wegen des Gesundheitszustandes der Mistreß Maitland durfte der Doktor nicht lange zögern, mit seinem Schützling nach New-York zurückzukehren.

Alle empfanden die bevorstehende Trennung tief. Mistreß Malburne und die arme Lizzie konnten nicht ohne Thränen davon reden, besonders, wenn sie daran dachten, daß sie sie vielleicht nie wiedersehen würden, wenn sie nach England gehen sollte, obgleich Mistreß Malburne dem Doktor versprochen hatte, daß Lizzie sie vor ihrer Abreise in New-York besuchen solle.

Lizzie war ihrem guten Oheim sehr zugethan und er fand nicht weniger Gefallen an seiner liebenswürdigen Nichte, und nur sein Gefühl von dem, was recht war, konnte den guten, alten Mann bewegen, sie zurückzulassen.

Er sagte, er beginne zu denken, daß das Bild ohne die Beiden unvollständig sei.

Lizzie sagte, sie glaube, sie würde sehr glücklich bei ihrem Oheim sein, ihre Gesinnungen wären so übereinstimmend, ganz besonders in der Liebe für Marie; auch schelte er nie, wenn sie Marien schmeichle. Auch war Marie nicht weniger bekümmert, und nur der Gedanke, daß sie Alle in der Geisterwelt vereint sein würden, schien ihren Kummer zu mildern.

Niemand aber fühlte es so tief, wie der Oberst Ellsworth, obgleich er mit dem Widerspruch der menschlichen Natur ihre Gesellschaft zu vermeiden schien. Dies kränkte die einsame Taube tief.

Als sie eines Morgens, einige Tage vor ihrer Abreise, in das Bibliothekzimmer trat, fand sie ihn allein, in tiefem Nachdenken und ihrer Gegenwart völlig unbewußt. Sie wollte sich entfernen, als sie aber den schmerzlichen Ausdruck seines Gesichtes bemerkte, näherte sie sich, legte ihre Hand sanft auf seine Schulter und sagte:

„Nun, mein Bruder —“

Bei dem Tone ihrer Stimme zusammenfahrend und sie von sich drängend, stand er auf und schritt durch das Zimmer.

Ihn auf einen Augenblick mit Ueberraschung, Kummer und Unwillen ansehend, während ein tiefes Erröthen sich über ihre Wange und Stirn verbreitete, wendete sie sich um und wollte das Zimmer verlassen. Aber vorwärts eilend, ergriff er ihre Hand, ehe sie die Thür erreicht hatte und sagte:

„Marie, warum sagten Sie mir, daß Sie mich liebten?“

„Weil Mariens Herz es ihr sagte und ihr Bruder forderte, daß sie es ihm sagen sollte,“ war die fast stolze Antwort.

„Aber, Marie, Sie lieben mich nicht!“ sagte er, „oder warum wollen Sie mich sonst verlassen? Warum nach New-York — warum nach England gehen?“

„Marie hat ihrem Bruder schon sagen wollen, seitdem der Doktor gekommen, daß ihr Vater als Mörder gefangen ist! Daß man ihn nach England schicken wird und daß sie ihm folgen muß. Sie wünschte ihm zu sagen, wie krank ihre liebe Mama und ihr Papa gewesen. Sie wünschte ihm zu sagen, daß sie zu ihnen gehen müsse. Sie wünschte ihm zu sagen, wie tief verwundet ihr Herz sein würde, ihn zu verlassen. Aber er vermied Marie und wendete sich im Zorn von ihr.“

„Aber, Marie, meine Marie!“ sagte er; „wenn Sie mich lieben, wie Sie es behaupten, warum wollen Sie nicht auch für mich ein Opfer bringen? Warum, wenn ich bereit bin, Sie selbst als die Tochter eines Mörders zu meiner Gattin zu nehmen — warum wollen Sie nicht das Herz glücklich machen, welches Sie so zärtlich liebt und das Leben selbst für Sie opfern würde? Warum wollen Sie nicht für mein Glück ein Opfer bringen? Warum darauf bestehen, nach England zurückzukehren? Warum darauf bestehen, dem Schicksal eines Mannes zu folgen, der Ihnen nur als kleines Kind das Leben gerettet und den Sie seit der frühesten Kindheit kaum wiedergesehen haben? Nein, Marie, Sie lieben mich nicht, Sie können mich nicht lieben!“

Sich stolz und ruhig erhebend, sagte sie:

„Wenn Marie, um ihrem Bruder zu zeigen, daß sie ihn liebt, dem Willen des großen Geistes ungehorsam, undankbar und eine Lügnerin sein muß, so liebt Marie ihren Bruder nicht! Auch kann Mariens Bruder sie nicht lieben! Sein Herz hat ihn getäuscht! Wenn er Marie liebte, würde er sie groß und gut sehen wollen! Heelehdee liebte Marie — Heelehdee starb für Marie! Aber Heelehdee wollte nicht, daß ihre Marie eine Lügnerin werden sollte! Nein, Marie

liebt ihren Bruder nicht mehr! Auch liebt ihr Bruder Marie nicht!"

Sie wendete sich um, das Zimmer zu verlassen. Er versuchte, sie zurückzuhalten; aber sie machte eine stolze Bewegung mit der Hand und entfernte sich.

Oberst Ellsworth stand wie vom Donner gerührt da. Endlich, als er sich der vollen Wirklichkeit bewußt wurde, stöhnte er tief und sagte:

„Mein Gott! Was habe ich gethan? Meine Selbstsucht hat mich eines neuen Daseins — ihrer Liebe — ihrer geistigen Liebe beraubt! Was konnte mich so wahnsinnig machen? Hatte ich nicht genug von ihrer erhabenen Seele, von ihrem Geiste, von ihrer Wahrheit und Einfachheit gesehen, um zu wissen, daß sie mich wirklich liebte, als sie mir es sagte? O! liebliche Gewißheit! Verloren, verloren auf immer durch meine Thorheit, meine Selbstsucht! Wußte ich nicht genug von ihrem reinen Herzen, um zu fühlen, wenn sie mir gesagt, daß sie mich liebe, daß es so gewiß sei, als wenn ein Engel es ausgesprochen hätte. O! was habe ich gethan! Sie kann mir vielleicht verzeihen. Sie wird mir verzeihen! Es liegt in ihrer Natur. Aber ein so reiner und erhabener Geist, wie der ihrige, kann ein so selbstsüchtiges und eigennütziges

Wesen, wie ich bin, nie wieder lieben. Sie muß vor ihm zurückbeben." Er schritt hastig durch's Zimmer. „Ich muß sie wiedersehen und wenn auch nur, um mir ihre Verzeihung zu erbitten. Ich wage nicht, um ihre Liebe zu flehen. Aber wir dürfen uns nicht im Zorne trennen."

Hierauf schrieb er auf ein Stück Papier die Worte: „Will Marie ihren Bruder noch einmal wiedersehen?" und gab es einem Diener.

In wenigen Augenblicken wurde ihm dasselbe Papier zurückgebracht, und auf der Rückseite stand geschrieben: „Marie kann jetzt ihren Bruder nicht sehen."

„Mein Gott!" rief er, sich vor die Stirn schlagend, „ich sehe, wie es ist — sie verachtet mich! Ihre Liebe zu bezweifeln, da sie mir auf so liebliche Weise die Versicherung gegeben! Ihr auszuweichen, wenn ihr trauriges Gesicht mir sagte, daß sie mit mir reden wollte! Sie wegzudrängen, als sie so vertrauensvoll zu mir kam! Sie muß mich verachten!"

Und seinen Hut ergreifend, stürzte er aus dem Hause.

Dreizehntes Kapitel.

Die einsame Taube in der Abgeschiedenheit ihres Zimmers.

Als die einsame Taube die Bibliothek verlassen hatte, ging sie auf ihr Zimmer. Sich auf ihr Lager werfend, bedeckte sie ihr Gesicht mit den Händen und weinte lange und bitterlich. Der Schlag war zu stark für ihre sanfte und vertrauensvolle Natur, obgleich ihre hochgestimmten Gefühle und ihre Selbstbeherrschung sie verhindert hatten, zu zeigen, wie tief sie verwundet sei.

Inzwischen hatte der Diener an die Thür geklopft und das Billet des Obersten Ellsworth abgegeben, worauf sie mit Bleistift die hastige Antwort schrieb und es zurückgab, indem sie nicht wünschte, daß der Diener ihren Schmerz bemerken sollte.

Als ihre Gefühle sich ein wenig beruhigt hatten, stand sie auf, wusch ihre fieberhafte Stirn und ihre Schläfen, setzte sich an den Tisch und versenkte sich bald in tiefes Nachdenken. Endlich sagte sie:

„Mariens Bruder liebt sie nicht. Er liebte sie nie, sonst hätte er ihr Herz nicht verwunden können — das Herz, welches ihn so sehr liebte — indem er Marie zu dem Glauben brachte, daß er groß und edel sei.“ Hier begannen ihre Thränen zu fließen. Aufstehend und sie hastig trocknend, sagte sie: „Nein, nein, Marie will nicht mehr weinen. Es ist Schwäche. Es ist unrecht, daß sie um einen Mann weint, welcher verlangt, daß sie ihre Pflicht vergessen soll, um ihm ihre Liebe zu beweisen, nachdem sie ihm gesagt, wie sehr sie ihn liebe.“ Sie schwieg, und ihre Thränen begannen wieder zu fließen. „Aber Marie kann ihre Thränen nicht zurückhalten, wenn sie daran denkt, daß ihr Bruder ihr das Leben gerettet! Wie sanft und freundlich war er gegen Marie, als er mit ihr reiste. Wie lieblich sprach er mit ihr von der Geisterwelt. Wie verachtete er die Meinungen der Welt um Mariens willen. Aber Marie kann nicht nachdenken; ihr Herz schmerzt und ihre Stirn glüht zu sehr. Sie will versuchen, an etwas Anderes zu denken, bis der große

Geist zu ihrem Herzen redet und es beruhigt. Dann will sie nachdenken."

Ein Buch nehmend und zu lesen versuchend, legte sie es nach einigen Augenblicken wieder hin, drückte ihre Hand auf's Herz, stand auf und sagte:

„Marie will den großen Geist bitten, ihrem Herzen zuzuflüstern, und es zu beruhigen." Niederknieend, verweilte sie eine Zeitlang im Gebet. Dann stand sie auf und sagte: „Nun will Marie zu ihren gütigen Freunden gehen. Sie werden denken, sie sei krank. Wenn sie diesen Abend zurückkehrt, wird das Fieber ihre Stirn verlassen haben und dann kann sie nachdenken. Marie wird die gütigen Herzen ihrer Freunde nicht betrüben, wenn sie Spuren von Thränen sehen. Sie wissen, daß sie viele von Denen, die sie liebt, verlassen will und daß sie daher zuweilen weinen muß."

Nachdem sie noch einmal ihr Gesicht mit Wasser benetzt und ihr schönes Haar geordnet hatte, stieg sie zu dem Wohnzimmer hinunter, wo ihr Mistreß Ellsworth begegnete, die ihre Hand faßte, sie zärtlich an's Herz drückte und sagte:

„Marie, wir werden Sie sehr vermissen, wenn Sie fort sind."

Es traten ihr Thränen in die Augen; aber sie trocknete sie hastig ab und sagte:

„Mariens Herz wird tiefen Schmerz empfinden um die gütigen Freunde, die sie zurücklassen wird.“

„Eins, was Marie mit hierhergebracht hat,“ sagte die liebenswürdige Lizzie, „kann sie nicht wieder mitnehmen, und das ist ihre Geisterwelt.“

Vierzehntes Kapitel.

Abermals die Mutter und der Sohn.

An dem Abend saß Oberst Ellsworth bei seiner Mutter. Seine schönen und edlen Züge waren bleich und verstört. Seine zärtliche Mutter bemerkte es, sagte aber Nichts; denn sie wußte ihm wenig Trost zu gewähren. Sie fühlte, daß das Unglück ihres Sohnes von dem Gedanken an die bevorstehende Trennung von dem lieblichen Wesen herrühre, welches die Herzen Aller gewonnen und ihn mit ihrer reinen und innigen Liebe beglückt hatte.

Die Mutter bemühte sich, ihn durch jede kleine Aufmerksamkeit von seinen schmerzlichen Betrachtungen abzuziehen. Endlich fand sie, daß ihre Bemühungen fruchtlos waren und sagte, da ihr Mutterherz den stillen Kummer nicht länger ertragen konnte:

„Alfred, mein Sohn, warum macht Dich diese Trennung so sehr traurig? Du hattest einst ein kühneres Herz, aber die Liebe macht meinen Sohn zum Feigling, daß er die drohenden Blicke des Schicksals nicht männlicher ertragen kann.“

Er antwortete nicht.

„Du erinnerst Dich, Alfred,“ sagte sie lächelnd, „daß Alles, was Du fordertest, die Liebe dieses schönen Wesens war.“

„O! Mutter halten Sie ein, wenn sie mich nicht wahnsinnig machen wollen!“ rief er: „Ihre Liebe! Ich habe sie durch meine Selbstsucht von mir verbannt.“

„Was meint mein Sohn?“ sagte sie besänftigend.

„Meine abscheuliche Eifersucht hat mich angetrieben, dieses edle, zärtliche und sanfte Wesen auf eine Weise zu behandeln, welche machen muß, daß sie mich auf immer verachtet.“

„Gewiß, mein Sohn, hast Du doch nichts Deiner Unwürdiges gethan?“ sagte die Mutter lebhaft.

„Es ist nur zu wahr, liebe Mutter, Ihr Sohn hat seines Namens unwürdig gehandelt.“

In wenigen Worten theilte er ihr mit, was an dem Morgen geschehen war.

Hier trat eine Pause ein. Tiefer Kummer malte sich auf dem Gesichte der Mutter. „Mein Sohn," sagte sie endlich, „Du verursachst mir in der That viel Kummer. Nicht so sehr wegen dieses Umstandes, obgleich die Folgen für Dich und demnach auch für Deine Mutter höchst unglücklich werden können; aber was mich ganz besonders bekümmert, ist, daß ich die Ursache in meiner eigenen Nachlässigkeit finde, indem ich Dich in Deiner frühen Kindheit von diesem Fehler hätte befreien sollen."

„O! liebe Mutter, sagen Sie das nicht? Es ist mein eigener Fehler, liebe Mutter! Beschuldigen Sie sich nicht der Nachlässigkeit!"

„Jetzt, da Du seine schädlichen Wirkungen kennst, mein Sohn, ist es Dein eigener Fehler geworden. Aber es ist dennoch die Schuld Deiner Mutter! Sie hat dieses schädliche Unkraut wachsen lassen, bis es alle die edlen Tugenden ihres Sohnes überschattete und in seinem Herzen Dornen erzeugt, die Alle fühlen müssen, welche demselben zu nahe kommen. Und Niemanden, mein Sohn, hättest Du eine tiefere und tödtlichere Wunde versetzen können, als diesem sanften, hingebenden Wesen. Selbst ganz Zärtlichkeit und Wahrheit, kann

sie sich auch Andere nicht anders vorstellen; und wenn sie Dich auch mit Stolz und selbst mit Verachtung behandelt hat, während Dein Fehler in seiner ganzen abstoßenden Gestalt vor ihr stand, so wird sie es doch immer tief fühlen! Je sanfter und reiner die Gemüthsart ist, desto schwerer ist der Schlag; und wenn auch ihr hoher und scharfsichtiger Geist die Liebe, die sie genährt, als jetzt ihrer unwürdig, weit von ihrem Herzen hinwegtreiben mag, so wird doch der Schmerz nicht weniger empfindlich sein."

Er seufzte tief.

„Mein Sohn, ich möchte Dein verwundetes Herz nicht noch mehr zerreißen, doch wünschte ich, Du sähest Deine Sünde in ihrer vollen schwarzen Mißgestalt. Eifersucht ist nur ein anderer Name für Selbstsucht, und wenn sie das Herz im Besitze hat, werden Tugenden, die sie noch vor einer Stunde mit Scheu und Ehrfurcht betrachtete, in Verbrechen verwandelt, wie es zum Beispiel mit diesem sanften, begabten Wesen der Fall ist. Die erhabenen Begriffe von Pflicht, die Aufopferung ihrer eigenen Gefühle, gewann noch vor wenigen Tagen Deine höchste Bewunderung. Heute hast Du sie in Laster verwandelt und sie behandelt,

als wäre sie wirklich das Wesen, welches Deine Phantasie gebildet!"

„O Mutter. Haben Sie Mitleid und sagen Sie mir nicht mehr davon!" Er seufzte.

„Ich will jetzt Nichts mehr sagen, mein Sohn," antwortete sie; „obgleich sich viel, sehr viel darüber sagen ließe, und Deine Mutter es sagen muß, wenn auch zu einer anderen Zeit. Und wenn auch das Herz Deiner Mutter Deine Seelenqual mit empfindet, möchte sie doch nicht, daß es anders wäre. Es wäre unnütz, zu wiederholen, daß ich meinen Sohn liebe. Und doch liebe ich dieses reine und edle Wesen zu sehr, um es selbst als das Weib meines Sohnes zu sehen, während er so das Spielwerk seiner Gefühle ist. Ich könnte es nicht ertragen, ihr zartes Herz solchen Wunden preisgegeben oder ihre Seele das Vertrauen auf Den verlieren zu sehen, auf den sie sich verlassen. Mein Sohn, ich sage Dir dies, damit sie bei ihrer sanften und dankbaren Gemüthsart den Fehler nicht übersehen und Du ihn vergessen mögest, obgleich ich dies kaum von ihrem richtig geleiteten Geiste erwarte. Verzeihen wird sie Dir gewiß, denn es liegt in ihrer Natur; aber die Schönheit, in die sie Dich gekleidet, muß vernichtet sein. Es wäre besser so, mein Sohn.

Die Fehler des Liebhabers werden bei dem Ehemanne nicht abnehmen."

Der Sohn schwieg und die Mutter wendete sich ab, um ihre Thränen zu verbergen. Endlich sagte er ruhig:

„Mutter, erst jetzt fühle ich meine Unwürdigkeit, und danke Ihnen, daß Sie mich dahin bringen, sie zu fühlen. Ich fürchte, vorher rührte der Schmerz, den ich empfand, mehr von dem Verluste ihrer Liebe, als von dem Bewußtsein meiner eigenen Unwürdigkeit her. Ich würde nicht wollen, daß sie mein Weib werde, so lange dieses Ungeheuer, welches die Macht hat, einen Engel in einen Dämon zu verwandeln, in meinem Herzen wohnt. Nein, Mutter, es wäre eine Entweihung! Ich würde sie sogar weniger lieben, weniger Vertrauen zu ihr empfinden, könnte sie ein Herz lieben, das so diesem Geiste der Finsterniß unterworfen wäre!" Sich ruhig und fest erhebend, sagte er: „Ihr Sohn wird diesen Störer seines Friedens aus seinem Herzen verbannen und sich bemühen, sich würdig zu machen, mit ihr in der hellen Geisterwelt zu wohnen!"

„Mein edler Sohn!" sagte sie, ihn an ihr Herz drückend, während Thränen an ihren Wangen nieder-

rollten; „daß die Zärtlichkeit der Mutter das Glück ihres Sohnes vernichten mußte!“

„Liebe Mutter, tadeln Sie sich nicht! Ihre anderen Lehren hätten mich auf diesen Fehler aufmerksam machen sollen, und Ihr Sohn besaß Männlichkeit genug, um sich davon zu befreien.“

Fünfzehntes Kapitel.

Liebe und Pflicht.

Es war Nacht. Die einsame Taube saß in ihrem Zimmer. Ihre schöne Stirn ruhte auf ihrer Hand, als sie sich auf den Tisch stützte. Ihr schönes Gesicht war ruhig, zeigte aber tiefe Traurigkeit.

„Jetzt will Marie nachdenken," sagte sie. „Mariens Herz ist schwer verwundet, aber es klopft nicht mehr so heftig. Ihre Stirn glüht nicht mehr. Mariens Geist ist nicht mehr das Spielwerk ihrer Gefühle. Sie kann jetzt nachdenken. Soll Marie horchen auf die Liebe ihres Herzens, da das Wesen, welches sie liebt, haben will, daß sie Unrecht thun, ihre Pflicht und den großen Geist vergessen soll? Nein, nein, Marie darf nicht darauf horchen. Sie würde sie vergessen machen und die schönen Geister nicht mehr ihrem

Herzen zuflüstern. Marie muß die Liebe zu ihrem Bruder aus ihrem Herzen verbannen. Aber wie kann Marie sie aus ihrem Herzen verbannen, wenn sie gleich Heelehdee's Liebe mit demselben zu athmen scheint."

Sie schwieg einige Minuten und murmelte dann: „Wie kam es, daß Marie ihren Bruder so sehr liebte?" Sie hielt wieder inne und erwiederte dann: „Weil er freundlich gegen sie war, weil er von allen den schönen Geistern sprach, die in Allen wohnen, weil er, als Marie sprach, ihr Herz zu verstehen schien; weil sie glaubte, daß alle die großen und edlen Geister mit ihm redeten. Marie fühlt, daß sie sich getäuscht, und sie will nicht mehr horchen auf ihre Liebe zu ihrem Bruder, und sie wird wieder von ihr weichen. Und wenn Marie es versucht, wird der große Geist ihr helfen, dieselbe zu verbannen. Mariens Bruder sagte, er liebe sie so zärtlich. Heelehdee liebte sie so, daß sie ohne Nahrung blieb und für die einsame Taube starb."

Hier begannen ihre Thränen zu fließen. Sie abtrocknend, sagte sie:

„Marie darf jetzt nicht weinen; sie muß nachdenken. Sie darf nicht undankbar sein gegen die Belehrungen des guten Doktor Brown. Ehe Marie richtig handeln kann, muß sie ruhig nachdenken. O! wie sehr wünschte

sie, daß der gute Doktor Brown hier sein möchte, um für sie zu denken. Soll sie zu ihm gehen?" fragte sie nachdenkend. „Marie kann nicht immer ihren guten Doktor bei sich haben, um für sie zu denken. Sie muß lernen, selber zu denken. Sie muß erst nachdenken, dann will sie zu ihm gehen und ihm ihre Gedanken sagen. Doktor Brown liebt Marie; er will nicht, daß sie Unrecht thun soll. Der edle Häuptling, der Marie als seine Tochter annehmen wollte, suchte ihre Freunde für sie auf und liebt sie um so mehr, weil sie ihre Pflicht thut. O! der Häuptling ist sehr groß! Marie hat den Häuptling immer geliebt, weil sie fühlte, daß er groß und gut sei. Der große Geist der Liebe kam auf die Erde und starb, damit die Welt, die er liebte, nicht böse handeln möge. Nein, Mariens Bruder liebt sie nicht, wenn er will, daß sie ihre Pflicht gegen ihren Vater, ihre Freunde und ihren Gott vergessen soll, um ihm ihre Liebe zu beweisen und nur auf selbstsüchtige Weise sein und ihr Glück zu befördern. Und doch würde es nicht Glück sein, denn Gott ist die Quelle der Liebe. Marie und ihr Bruder würden nicht so glücklich sein, wenn sie Gott weniger liebten, denn wenn sie weniger Liebe haben, können sie einander nicht so sehr lieben. Nein, nein, Mariens Bruder hat sie

getäuscht. Er ist nicht mehr gut und groß. Sie kann ihn nicht mehr lieben!"

Ein schmerzlicher Ausdruck zeigte sich in ihrem schönen, gedankenvollen Gesichte.

„Will der große Geist Marien helfen, richtig von ihrem Bruder zu denken?" sagte sie, indem sie ihre Augen flehend zum Himmel erhob. ‚Wollte Mariens Bruder sie täuschen? Oder täuschte er sich selbst. Sprach ein böser Geist zu seinem Herzen und horchte er darauf?"

Sie schwieg eine Zeitlang. Ihre schöne Stirn war zusammengezogen, als wäre das Auge ihres Geistes lebhaft auf die Vergangenheit gerichtet. Endlich erleuchtete ein liebliches Lächeln ihr Gesicht und umspielte ihren schönen Mund, als sie flüsterte: „Es ist wahr, Mariens Bruder war groß und gut bis zu den letzten Tagen, denn Allem, was er sagte oder that, würde der große Geist der Liebe zugelächelt haben. Er muß diesen Morgen auf einen bösen Geist gehorcht haben. Aber die Liebe eines Herzens, welches auf böse Geister horcht, könnte Marien nicht genügen.

„Der arme Bruder! wie sein Herz schmerzen muß, wenn er daran denkt, daß er auf die Stimme böser Geister gehorcht hat! Aber Marie kann nicht zornig

sein auf ihren Bruder, der ihr das Leben rettete, weil er ihr Herz verwundet. Marie verwundet das Herz des großen Geistes, wenn sie vergißt, daß er ihren Vater beschützen kann. Aber soll sie die bösen Geister zu ihrem Bruder reden sehen und es ihm nicht sagen? Vielleicht könnte er sie von sich stoßen und ihr Herz verwunden. Aber wenn Marie ihre Pflicht versäumt, wird ihr Bruder vielleicht nie den Geist der Liebe sehen; und ihr Bruder würde so groß und edel sein, wenn er auf seine Stimme horchte. Vielleicht wird Mariens Bruder auf sie hören, wenn er sich erinnert, daß er sie wahrscheinlich nie wieder sehen wird. Die schönen Geister reden nicht zu ihrem Glück allein mit Marie. Sie will reden zu ihrem Bruder."

Sie legte ihre Arme auf den Tisch, ließ ihren Kopf darauf ruhen und sank bald in einen lieblichen Schlummer, während die Geister des Lichts, als sie auf die einsame Taube blickten, sahen, wie der Geist der Liebe sie umschwebte, während der glückliche Schutzgeist ihrem gequälten Herzen liebliche Träume zuflüsterte.

Nicht lange darauf trat Lizzie ein und näherte sich ihr vorsichtig, als sie die Stellung ihrer Freundin bemerkte. Ein glückliches Lächeln umschwebte das

Gesicht der Schläferin. Das schöne Mädchen neigte sich über sie, drückte einen Kuß auf ihre Wange und blickte sie zärtlich an.

Endlich zeigte sich ein schalkhaftes Lächeln in ihrem Auge, und ein Stück Papier ergreifend, belustigte sie sich, damit an ihrer Nase und an ihrem Munde zu spielen. Die Schläferin fuhr zusammen.

„Ah! Lizzie," sagte sie, „ich wollte Sie aufsuchen, als ich einschlief! Aber wie lange hatte sich Mariens boshafte Freundin auf ihre Kosten unterhalten?"

„Nicht lange," sagte Lizzie. „Ich suchte Sie hier und fand Sie lieblich schlummernd, doch war ich zu selbstsüchtig, um einen Augenblick von der mir gehörenden Zeit dem Schlafe zu überlassen."

„Nun, so kommen Sie und setzen Sie sich zu ihrer Marie," sagte die einsame Taube, ihre Freundin zärtlich mit dem Arme umschlingend und sie sanft neben sich auf einen Sitz niederziehend, „und lassen Sie uns einige angenehme Pläne für die Zukunft entwerfen. Wann wollen wir an einander denken? Soll es geschehen, wenn wir den lieblichen Abendstern betrachten?"

„O! Marie, ich bin erfreut, Sie so heiter zu finden," sagte Lizzie. „Ich fürchtete, Oberst Ellsworth

hätte ihre Gefühle verletzt, als Sie diesen Morgen mit ihm im Bibliothekzimmer zusammen gekommen."

„O Lizzie! Oberst Ellsworth würde Niemandes Gefühle absichtlich verletzen!" sagte die einsame Taube, indem sich ein leichtes Erröthen auf ihrer Wange zeigte, „und wenn meine Gefühle durch eine unbeabsichtigte Bemerkung verletzt wurden, so ist es nur, weil Alle so freundlich gegen Marie gewesen sind, daß sie zu empfindlich geworden."

Sechszehntes Kapitel.

Das Resultat.

Oberst Ellsworth hatte auf den folgenden Tag eine Verabredung mit dem Doktor Brown getroffen und war daher genöthigt, in das Haus der Mistreß Malburne zu gehen. Bei der Mittagstafel traf er die einsame Taube. Sie erschien fast noch sanfter und milder als sonst.

Sie nannte ihn wie gewöhnlich Bruder, und für den oberflächlichen Beobachter war keine Veränderung zu bemerken. Als er aber ihrem Auge begegnete, fühlte er, daß die Macht über ihr Herz dahin sei; und obgleich es ihn darniederdrückte, bemühte er sich doch, ruhig zu sein, und er liebte sie nur um so mehr, denn er fühlte, daß sie ganz so sei, wie sein zärtliches Herz sie sich vorgestellt hatte.

Die einsame Taube würde mit ihm gesprochen haben, aber jedesmal, wenn sie daran dachte, wie sie sich mit ihm entzweit hatte, schien ihr Herz zurückzubeben. So war es bis zum Tage vor ihrer Abreise, wo sie sich mit ihm allein befand. Als sie sah, daß er mit seinen Gefühlen kämpfte, als ob er reden wollte, näherte sie sich ihm, legte sanft ihre Hand auf seine Schulter und sagte:

„Will Mariens Bruder auf ihre Stimme hören, ehe sie fortgeht, um vielleicht nie zurückzukehren?"

„O Marie, reden Sie nicht so zu mir!" rief er aufstehend und mit großer Aufregung durch's Zimmer gehend.

„Es ist Marie leid, wenn sie Etwas gesagt hat, um die Gefühle Dessen zu verletzen, der ihr das Leben gerettet," sagte sie traurig.

„Marie," sagte er zurückkehrend und ihre Hände in die seinigen nehmend, „ich habe seit jenem unglücklichen Morgen immer das Verlangen gehegt, mit Ihnen zu reden und Sie um Verzeihung zu bitten; aber ich fühlte, daß ich Ihre Liebe nicht mehr besitze, und fürchtete, auf immer Ihre Achtung verloren zu haben. Aber ich möchte allein und ungestört mit Ihnen reden, Marie. Wollen Sie in das Bibliothekzimmer kommen?"

„Ich will kommen,“ versetzte sie, „denn Marie möchte mit ihrem Bruder reden.“

Als sie das Bibliothekzimmer erreichten, ging Oberst Ellsworth zum Fenster und stand einige Augenblicke in lebhafter Gemüthsbewegung da. Die einsame Taube sah ihn schweigend an, bis sie bemerkte, wie Thränen von seinen Augenlidern niederfielen, während er gegen seine Gefühle anzukämpfen schien; da stand sie auf, näherte sich ihm und faßte schweigend seine Hand.

„O Marie!“ sagte er, „wie zeigt mir jedes Wort und jede Handlung, wie sehr ich Ihre Liebe verloren habe!“

Ein schmerzlicher Ausdruck zeigte sich in ihrem schönen Gesichte, als sie sagte:

„Es kränkt Marie, ihren Bruder weinen zu sehen, und sie wünscht, er möchte sich nicht mehr betrüben; aber Marie möchte mit ihrem Bruder in der Geisterwelt zusammenkommen.“

„Deshalb möchte ich mit Ihnen reden, Marie,“ sagte er, sie zu einem Sitze hinziehend. „Aber vorher möchte ich um Ihre Verzeihung bitten, daß ich —“

„Reden Sie nicht davon, Bruder,“ sagte sie. „Marie weiß, daß es Ihr Herz noch mehr verwundet hat, obgleich es Mariens Herz tief verwundete.“

„Marie,“ fuhr er fort, „ich möchte Ihnen meine Handlungsweise erklären, damit Sie mich nicht verachten, wenn Sie mich auch nicht lieben, sollten Sie je an mich denken, wenn Sie entfernt und bei Ihren Freunden sind.“

„Marie wird immer an ihren Bruder und Beschützer denken!“ antwortete sie.

„Marie,“ fuhr er fort, „seit meinen Knabenjahren bin ich immer selbstsüchtig in meiner Liebe gewesen. Aber ich erkannte dies niemals eher vollständig, als bis ich Sie liebte. Ich wußte nie vorher, wie unwürdig Ihrer mich diese Selbstsucht mache — wie unwürdig des Himmels — als seit wenigen Tagen. Diese Selbstsucht war es, Marie, welche machte, daß ich an Ihrer Liebe zweifelte und wünschte, Sie möchten Ihre Pflicht vergessen, um mein Glück zu befördern; obgleich mein Herz wenige Tage vorher die Tugenden geliebt und verehrt hatte, welche zu vergessen meine Selbstsucht Sie antreiben wollte.“

„So war es also meines Bruders Selbstsucht und nicht seine Liebe, die Marien bewegen wollte, ihre Pflicht zu vergessen?“ sagte sie lebhaft.

„Ja, Marie,“ versetzte er traurig, „es war meine Selbstsucht! Meine Liebe will, daß Sie thun, was

Sie für Ihre Pflicht halten, weil dieselbe dadurch nur erhöht wird!"

„So liebte mein Bruder also Marie?" sagte sie, indem ihr Thränen in die Augen traten.

„O! Marie, meine Marie!" sagte er, ihre Hand ergreifend und ihr lebhaft in's Gesicht blickend. „Sie konnten doch nicht an meiner Liebe zweifeln?"

„Wie konnte Marie umhin zu denken, daß *ihr* Bruder sie nicht liebe!" sagte sie, ihre Thränen unterdrückend, „als er ihr sagte, weil er sie liebe, wolle er, daß sie ihren armen einsamen Vater verlasse. Marie wußte, daß der Geist der Liebe nicht wolle, daß sie ihn verlasse —" —

Hier wurde ihre Stimme von Thränen erstickt. Sie zärtlich an sein Herz drückend, während er seine Wange an ihre schöne Stirn legte, sagte er:

„O! meine einfache, aber weise Marie! Wie wenig verstand Ihr Bruder Sie. Wie wenig wußte er, wornach er strebte, als er um Ihre Liebe bat! Wie unwürdig bin ich derselben!"

Endlich erhob sie ihre Augen zu seinem Gesichte und sagte:

„Will mein Bruder je wieder horchen auf den Geist der Selbstsucht?"

„Nein, Marie, ich möchte nicht wieder leiden, was ich in den letzten wenigen Tagen in dem Bewußtsein meiner eigenen Unwürdigkeit gelitten habe — nicht einmal um Ihrer Liebe willen, Marie.“

„Da kann Marie jetzt ihren Bruder lieben!“ sagte sie. „Sie darf die Liebe, die sie so glücklich machte, nicht aus ihrem Herzen verbannen. Der große Geist wird Nichts dagegen haben, daß Marie ihren Bruder liebt, wenn er groß und gut ist. Marie will mit ihrem Bruder in der Geisterwelt leben!“

Er drückte sie schweigend an sein Herz. Thränen fielen auf ihre schöne Stirn. Endlich flüsterte er:

„O! meine edle, christliche Mutter! Dein Gebet ist erhört worden. O! wie unwürdig ist Dein Sohn dieses Glücks!“

Siebenzehntes Kapitel.

Der letzte Abend.

Von Niemand trennte sich die einsame Taube mit tieferem Kummer, als von dem Oberbefehlshaber, der seinerseits die Abreise dieses interessanten Wesens mit großem Bedauern betrachtete, welches, wie Mistreß Malburne sagte, allein in der Welt zu wandern scheine, um zu zeigen, was man sein würde, wenn man wäre, wie Gott es gewollt.

Aengstlich erwartete sie seine Ankunft am Abend vor ihrer Abreise. Ihre Lebhaftigkeit bemerkend, sagte der Doktor:

„Ich denke, ich muß eifersüchtig sein auf mein Geistermädchen! Hier hat sie ihren alten Freund allein gelassen und wartet auf den General.“

„Nicht allein, guter Doktor," sagte sie. „Sie haben die liebe Lizzie an Ihrer Seite, und überdies wird Marie bald ihren guten Doktor in ihrem kleinen Studirzimmer ganz allein für sich haben. Und jetzt muß Marie gütigen und edlen Freunden Lebewohl sagen!"

Als sie die Fußtritte des Generals hörte, lief sie ihm bis in den Vorsaal entgegen, faßte zärtlich seine Hand, zog ihn in das Bibliothekzimmer und sagte:

„Marie möchte allein mit ihrem gütigen und edlen Beschützer reden! Sie möchte ihm sagen, wie dankbar ihr Herz für seine Freundlichkeit und Sorgfalt ist. Sie möchte ihm sagen, wie bekümmert sie ist, sich von ihm zu trennen. Aber obgleich der große Geist gewollt hat, daß Marie in dieser Welt sich weit von ihm entfernen sollte, so erheitert es doch ihr Herz, zu denken, daß sie mit ihm in der Geisterwelt wohnen wird."

„Mein gutes und edles Kind," sagte er tief bewegt, „hätte der Himmel gewollt, daß Sie unter meinem Schutze und meiner Obhut bleiben sollten, würde ich es als eine der höchsten Segnungen angesehen haben. Aber er, welcher weiß, was zum Besten dient, hat es anders angeordnet, und ich darf mich

nicht beklagen, obgleich wir uns mit den Gefühlen des tiefsten Bedauerns von Ihnen trennen, mein liebes Kind! Und nun, wenn ich an das wahrscheinliche Geschick der einsamen Taube denke, werde ich mich stets der glücklichen Stunden erinnern, wo sie als meine kleine Tochter die Last meiner Sorgen erleichterte, so daß ich zur Zeit nur an das Glänzende und Schöne dachte. Und wenn ich mich auch nicht in das Feenland versetzt glaubte, war es doch noch besser, denn ich fühlte mich der herrlichen Welt näher, wo wir uns, wie ich hoffe, einst wiedersehen werden! Fahren Sie mit Standhaftigkeit fort, mein Kind, Ihre Pflicht zu erfüllen, Liebe und Glück um sich her zu verbreiten, und der Himmel wird Sie beschützen, wie er es immer gethan!“

Thränen unterbrachen seine Worte. Einen Kuß auf ihre schöne Stirn drückend und sie in seine Arme schließend, sagte er:

„Marie darf den letzten Abend, den sie mit ihren Freunden zubringt, nicht traurig sein! Sie muß sie selber sein; wir können es nicht ertragen, ihr Lächeln zu verlieren. Und nun müssen Sie zu Ihren anderen Freunden zurückkehren, sonst werden sie mich schelten, weil ich Sie so lange zurückhalte!“

Und er führte sie in das Gesellschaftszimmer zurück. Als sie sich an jenem Abend von einem Freunde zum anderen bewegte, wovon jeder ein besonderer Gegenstand ihrer Neigung zu sein schien, während die Liebe zu dem Einen der zu dem Andern Nichts entzog, fühlte Jeder, daß sie in der That ein Wesen der Liebe sei.

Achtzehntes Kapitel.

Die einsame Taube in England.

Ein Jahr war vergangen. Es war im Frühling 1783, und Alles erschien heiter und schön. In einem Zimmer in einem schönen altenglischen Herrenhause in der Grafschaft Yorkshire, von Rasenplätzen und einem schönen Park umgeben, saß die einsame Taube. Obgleich die Spuren der ersten Weiblichkeit deutlicher geworden und ihre eigenthümliche und seltene Schönheit, ihre Bildung und ihr Verstand ihr viel Aufmerksamkeit und Bewunderung zuwendeten, war sie doch noch immer dasselbe einfache, unschuldige und reine Wesen, wie wir sie als einsame Gefangene an der Küste von New-Jersey gesehen.

Sie saß auf einer eleganten Ottomane an der Seite des Kapitain Maitland und hielt einen offenen

Brief in der Hand. Mistreß Maitland saß in der Nähe. Ein gemischter Ausdruck der Freude und des Schmerzes bezeichnete die schönen Züge der einsamen Taube, als sie seinen Arm faßte und sagte:

„O! Papa, wie angenehm ist es, von dem lieben Amerika und von allen Freunden zu hören, die Marie so sehr geliebt hat! Der gute, liebe, alte Doktor! Wünschen Sie nicht auch, Papa, daß er diesen Abend hier wäre? O! wie froh würde Mariens Herz sein! Die arme, liebe Mistreß Malburne ist todt! Es ist traurig, zu denken, daß sie dahin ist, obgleich sie jetzt glücklich sein muß. Und der große General! Er wird geliebt von seinem Vaterlande! Aber selbst die Feinde seines Vaterlandes müssen Washington lieben, nicht wahr, Papa?“

„Ja, mein Liebling!“ sagte Kapitain Maitland. „Und Niemand kann ihn mehr achten und bewundern, als Dein Papa!“

„Aber die liebe Lizzie ist jetzt immer bei dem guten Doktor, und da wird er nicht so einsam sein. Ist es Ihnen nicht lieb, Papa? Er sagt, er will nach England kommen und die liebe Lizzie mitbringen. Können Sie es glauben? Mama, glauben Sie, daß

es wirklich sein Ernst ist? Sie wissen, er sagte zuweilen Etwas, um mich zu necken."

„Laß mich sehen," sagte Mistreß Maitland, ihre Hand lachend nach dem Briefe ausstreckend. „Laß mich sehen, ob es ernsthaft aussieht."

Marie reichte ihr den Brief.

„Ich denke, es ist sein Ernst," sagte Mistreß Maitland lächelnd. „Aber da werden noch Andere erwähnt, Marie. Oberst Effingham wird bald zurückkehren!"

Ein leichtes Erröthen übergoß die Wange der einsamen Taube, als sie erwiederte:

„Es wird Marien sehr lieb sein, ihn zu sehen. Er erscheint ihr immer wie ein Bruder."

„Noch ein Bruder wird hier erwähnt," sagte Mistreß Maitland schalkhaft.

„Ja, Marien ist es sehr lieb, zu hören, daß er und seine Mutter wohl sind!" sagte die einsame Taube, indem das Erröthen ihrer Wange noch zunahm.

„Nun, ich könnte nicht gerade sagen, daß es mir so sehr lieb wäre," sagte Mistreß Maitland halb im Scherz, halb im Ernst. „Ich fürchte, er wird bald über das atlantische Meer kommen, um uns unser Kind zu entführen."

„O nein, Mama, Marie kann Sie nicht verlassen, und überdies hat sie ihren Vater noch nicht gefunden! Aber sie ist so froh, von allen ihren lieben Freunden zu hören,“ sagte sie aufstehend, „daß sie ihr Versprechen vergessen hat, welches sie Großmama gegeben. Sie will jetzt gehen, aber bald wieder zurückkehren.“

„Das liebe, zärtliche Kind!“ sagte Kapitain Maitland, ihr mit den Augen folgend, als sie das Zimmer verließ. „Sie liebt diesen Oberst Ellsworth mit der ganzen Innigkeit und Treue ihres reinen Herzens und doch opfert sie mit Heiterkeit ihre Gefühle dem, was sie für ihre Pflicht hält — ihrer Dankbarkeit gegen uns und ihren Vater.“

„Sie ist immer so heiter und glücklich, daß ich zuweilen schon geglaubt habe, sie denke nicht viel an ihn,“ sagte Mistreß Maitland.

„Das kommt von ihrer Dankbarkeit und von ihrer Zärtlichkeit für uns, Amalie,“ versetzte der Kapitain. „Sie weiß, wie sehr wir ihr zugethan sind, und da vergißt sie sich selbst! Ueberdies denkt sie nie anders an ihren Beschützer, als an ein Wesen, das sie in einer anderen Welt wiedersehen wird!“

„Nach der weltlichen Ansicht könnte man dies kaum begreifen, nicht wahr, James?“ sagte seine

Gattin, sich zu ihm setzend. „Aber wir verstehen das liebe Kind!“

„Nach den Grundsätzen, die die Welt im Allgemeinen befolgt, wäre es nicht zu verstehen,“ sagte ihr Gatte. „Aber Marie ist kein Wesen, welches von dem geleitet wird, was die Welt für recht hält, sondern von dem, was nach ihren eigenen Gefühlen recht ist. Das liebe Kind! Wie sehr sie sich bemüht, meine arme Mutter, deren Herz gebrochen ist, von ihrem Kummer zu entwöhnen! Und nie scheint sie glücklicher zu sein, als wenn es ihr gelungen ist, meiner armen Mutter ein Lächeln abzugewinnen, oder sie zu bewegen, auf eine ihrer lieblichen Phantasieen zu horchen.“

„Und denke nur, James, heute ist es ihr gelungen, Mutter zu überreden, einen Theil der Fensterladen zu öffnen und das Sonnenlicht hereinzulassen.“

„O! Amalie, kann es wahr sein?“ sagte ihr Gatte lebhaft. „Seit mehr als zwanzig Jahren hat meine Mutter das Sonnenlicht nicht angeschaut! Das liebe Kind! sie ist in der That ein Wesen der Liebe! Wie geschah es, Amalie? Meine arme, leidende Mutter!“

Er stand auf und ging im Zimmer auf und ab. Nach einer Weile fuhr er fort:

„Obgleich mein Herz mich zu diesem Kinde hinzog, als ich sie neben ihrer indianischen Beschützerin fand, ließ ich mir doch nicht träumen, welchen Segen mir der Himmel durch sie bereiten würde! Aber sage mir, Amalie, wie gelang es ihr, meine Mutter zu überreden, die Sonne wieder anzuschauen."

„Ich fragte sie nicht, und sie sprach nicht davon," sagte Mistreß Maitland. „Ich denke, sie will uns nicht zu früh Hoffnung gewähren. Ich suchte sie im Zimmer Deiner Mutter, und als ich mich der halboffenen Thür näherte, hörte ich sie in ihrer eigenen, lieblichen Weise sagen: „„Liebe Großmama, lassen Sie Marien den Fensterladen ein wenig öffnen, und Sie werden sehen, ob nicht Gott schöne Dinge in den Sonnenstrahlen zum Herzen redet! Wollen Sie es nicht, Großmama? Es wird Marie so glücklich machen, das Licht der Sonne im Zimmer zu sehen!"" Es trat ein Schweigen ein. Ich schien wie an die Stelle gebannt, als Deine Mutter sagte: „„Mein Kind, Du scheinst ein Engel zu sein, gesendet, meinem Willen zu widerstreben und mir dennoch Segen zu

bereiten! Oeffne den Fensterladen; ich will versuchen, ob ich es ertragen kann!"" — Ich war so ergriffen, daß ich mich abwendete."

Kapitain Maitland schwieg. Sein Herz war zu voll, um es auszusprechen.

Neunzehntes Kapitel.

Das gebrochene Herz.

Inzwischen war die einsame Taube in ein großes Zimmer mit gothischen Fenstern und alterthümlichem Mobiliar im untern Stock eingetreten. In diesem Zimmer saß eine alte Dame, gebeugt von Alter und Kummer. Der Umriß ihrer Züge und der Ausdruck ihres dunklen Auges, wenngleich getrübt, schienen anzudeuten, daß einst ein stolzer Geist in jener gebrochenen Gestalt gewohnt.

„Großmama,“ sagte die einsame Taube, sich ihr nähernd, „Marie wollte nicht so lange ausbleiben, aber sie hat Briefe von Freunden aus ihrer fernen Heimath erhalten. Soll sie sich an Ihre Seite setzen und Ihnen erzählen, was sie schreiben?“ fragte sie, indem sie einen niedrigen Sessel zu der alten Dame hinzog.

„Großmama will Dir ein andermal zuhören, mein Kind,“ sagte die alte Dame feierlich. „Ich möchte von der Vergangenheit reden. Willst Du die Leiden eines rebellischen Herzens hören?“

„Es wird Großmama Schmerz verursachen, von der Vergangenheit zu reden,“ sagte sie, ihre Hand zärtlich auf den Arm der alten Dame legend. „Es wird auch Marien Schmerz verursachen.“

„Ich fühle, daß es mein Herz erleichtern wird, von dem Kummer zu reden, der es niedergebeugt und zur Erde geschmettert hat, bis jeder Puls, jedes Gefühl in mir todt für Alles schien, außer für den einen tiefen, nagenden Kummer. Ich wäre gern gestorben; aber Gott ließ mich in seiner Gnade leben. Ich glaubte, es sei sein Fluch! Aber jetzt fühle ich, daß er seine Hand zurückhielt, bis er Dich, mein Kind, als einen Engel zu mir gesendet!“

„O! Großmama,“ sagte die einsame Taube flehend, „klagen Sie sich nicht selber an, Großmama! Marie weiß, daß Ihr Herz von Ihrem Kummer gebrochen ist, Aber reden Sie jetzt nicht davon, Großmama, wenn auch Marie sehr glücklich sein würde, Etwas gethan zu haben, um Ihren Kummer zu lindern!“

„Mein Kind, Du hast mich aus dem Grabe des

Kummers zurückgerufen, ehe es sich über mir geschlossen, und ich möchte mit Dir von der Vergangenheit reden. Heute habe ich zum erstenmal nach mehr als zwanzig Jahren wieder das Licht der Sonne angeblickt. Es schien mich von einem lebendigen Tode zu erwecken!"

„Großmama, dann reden Sie zu Marie und sie will versuchen, Ihnen zu helfen, Ihren Kummer zu ertragen. Er wird dann nicht so schwer sein. Und Sie werden dann dieses dunkle Zimmer verlassen und mit Marie die schöne Welt betrachten; und die lieblichen Geister werden Ihren Kummer forttreiben!"

„Halt ein, mein Kind," sagte die alte Dame, ihre Knochenhand auf das Haupt des schönen Wesens legend, welches so rasch der Zukunft entgegengeeilt war. „Von der Vergangenheit, zuerst von der düsteren Vergangenheit. — Als ich jung war, wie Du, war ich auch weiß und schön. Aber nicht, wie Du, erkannte ich die Hand Gottes in jener Schönheit. Ich war stolz darauf, als wäre es meine eigene Schöpfung gewesen. Auch ich liebte und verehrte alles Große und Edle. Nicht weil ich, wie Du, darin die Eigenschaften der Gottheit erkannte, sondern weil ich gebildet schien, um sie zu lieben. Auch meine Neigungen waren innig und lebhaft, aber sie galten nur mir. In einem frühen

Alter heirathete ich einen Mann von so edler Seele, wie mein stolzes Herz es nur wünschen konnte; aber bald nach der Geburt meines Knaben, meines edlen Erstgebornen —"

Hier hielt die bejahrte Dulderin inne und beugte ihre verwelkte Gestalt in qualvollem Schmerze nieder.

„Liebe Großmama, reden Sie jetzt nicht davon — ein andermal," sagte die einsame Taube besänftigend, indem ihre Augen sich mit Thränen füllten. „Nicht jetzt, Großmama, es schmerzt Sie."

„Ja, mein Kind, ich möchte es jetzt aussprechen. Bald nachdem mein Sohn geboren war, starb mein Gatte. Anfangs war der Schlag für mich so heftig, daß ich selbst mein Kind darüber vergaß. Als sich aber mein Kummer ein wenig gelegt hatte und ich die Gegenwart meines Knaben ertragen konnte — dessen Züge und Blicke mich beständig an seinen Vater erinnerten — verschwendete ich alle Zärtlichkeit meines Herzens an ihn, und als er älter wurde, erweckte sein hoher Verstand den Stolz und Ehrgeiz der Mutter in meiner Brust! So groß war meine Liebe, daß ich mein Kind nie wegen eines Fehlers tadeln konnte; und wenn ihm die Natur auch eine edle Gemüthsart und tiefe, warme Neigungen verliehen hatte, waren doch seine

Leidenschaften, wenn sie aufgeregt waren, sehr heftig. Dennoch bildete ich mir thörichterweise ein, er würde mit der Zeit seinen Fehler überwinden, und ich bemühte mich nie, ihn darauf aufmerksam zu machen oder den Fehler zu zügeln."

„Ich verheirathete mich zum zweitenmal, und obgleich ich meinen jüngeren Sohn liebte, waren doch meine Hoffnungen und mein Stolz auf meinen Erstgebornen gesetzt. Als er heranwuchs, sagte ihm die Unthätigkeit nicht zu, obgleich er fürstlichen Reichthum von seinem Vater erbte. Er ging zur Armee."

Hier hielt die Dulderin inne, als wolle sie ihren Geist bei dieser Periode verweilen lassen. Die einsame Taube schwieg. Endlich fuhr die alte Dame fort:

„Als Knabe kam mein Sohn durch die Fügung der Umstände viel mit dem jüngeren Sohne einer adeligen Familie in Verbindung, der in jeder Hinsicht das Gegentheil meines Sohnes war. Er schien ihn wegen seiner Liebe und Bewunderung und selbst wegen seiner Erfolge in ihren jugendlichen Spielen zu beneiden. Auf der Universität dienten die raschen Forschritte meines Sohnes nicht dazu, seinen Neid und Haß zu vermindern. In der That schien er geboren, sein böser Stern zu sein.

„Bald nachdem sie die Universität verlassen hatten, kamen Beide zusammen und liebten dasselbe Wesen. Sie war außerordentlich schön; und ich weiß nicht, wie es geschah, mein liebes Kind, daß Deine Schönheit mich Anfangs an sie erinnerte. Aber es war nur Anfangs; denn Dein Geist und Herz sind so verschieden von den ihrigen, daß ich die Aehnlichkeit nicht mehr sah, sobald Du gesprochen hattest. Aber ich sehe meinen Sohn! Zuweilen scheint es meinem glühenden Gehirn, als athme er wieder in Dir, mein liebes Kind! Es ist nur mein fieberhaftes Gehirn, welches so lange bei ihm verweilt, und bei ihm allein! Aber ich bin von meiner Geschichte abgekommen.

„Sie liebten Beide dieses Wesen. Aber sie hatte keinen Geist, kein Herz, keine Seele, um meinen Sohn zu verstehen oder zu schätzen. Sie schien durchaus selbstsüchtig, unfähig irgend eines jener edleren Gefühle des Herzens, die zu seinem Glück so nothwendig waren. Aber bezaubert von ihrer Schönheit, legte er ihr jede nur denkbare Tugend bei, während sie, von seinem Reichthume angelockt, ihm ihre Hand gab. Aber nur zu bald entdeckte er, daß sie nicht nur unfähig sei, ihn glücklich zu machen, sondern daß sie ihn auch nicht liebe. Ich bemühte mich, so weit es in der Macht

einer Mutter steht, dem Uebel abzuhelfen. Ich sagte ihm, wenn auch der Reichthum sie möchte angelockt haben, so könnte ihm doch Freundlichkeit ihre Liebe sichern. Aber es war ein vergebliches Bemühen. Seine liebevolle Hingebung schien ihr lästig zu sein, und zuweilen, wenn sie sich mit Gleichgültigkeit und Kälte von einer liebevollen Handlung abwendete, wurden seine Leidenschaften aufgeregt und es erfolgten bittere Worte, die sie sehr übel aufnahm. Alles, was er liebte, haßte sie und schien Vergnügen daran zu finden, ihn zum Wahnsinn zu treiben, bis er endlich allen Ehrgeiz aufgab und Jahrelang umherwanderte, während sie ihre Zeit mit den Belustigungen der vornehmen Welt hinbrachte.

„Endlich kehrte er zurück. Die kleine Ella, die er als Kind von zwei Jahren verlassen hatte, fand er als ein vielversprechendes Mädchen von zehn Jahren wieder. Sie besaß mehr von der Gemüthsart und dem Geiste ihres Vaters; und obgleich sie belehrt worden war, diesen Vater zu hassen, so zeigte sie doch bald nach seiner Rückkehr Zärtlichkeit für ihn und er liebte sie wieder mit aller Liebe eines Vaters.

„Während seiner Abwesenheit hatte Laura, seine

Frau, ihre Bekanntschaft mit ihrem alten Anbeter und meines Sohnes Todfeinde Dunmore wieder erneuert!“

Die einsame Taube stutzte. „Dunmore!“ sagte sie, und es überlief sie ein Schauder.

„Ja, Dunmore,“ sagte die alte Dame, ohne auf ihre Bewegung zu achten. „Er war ein entfernter Verwandter; und obgleich ihr Nichts an ihm lag, gestattete sie doch unter dem Vorwande der Verwandtschaft seine Besuche, um meinen Sohn zu kränken. Und so lebte er um seines Kindes willen noch drei Jahre in trostlosem Elende. Und o! mein Kind, könnte ich Dir nur sagen, welch' ein qualvolles Leben ich seit jener unheilvollen Heirath geführt habe! Die Kräfte seines Geistes wurden geschwächt, und noch dazu von einer so unbedeutenden Wunde, daß die herzlose und geschäftige Welt darüber spotten konnte! Aber für ein so liebevolles und gefühlvolles Herz, wie das seine, war die Vernichtung seines häuslichen Friedens dem Tode gleich. Wäre er plötzlich durch die rauhe Hand des Todes hinweggerafft worden, so hätte die Zeit die Wunde wenn auch nicht heilen, doch wenigstens lindern können. Oder hätte ihn Unglück oder Krankheit betroffen, so würde die Mutter ihn fester an ihr Herz gedrückt und in ihrer Liebe ihren Stolz und Ehrgeiz

vergessen haben. Aber ihn so sterben zu sehen! Die Welt, mein Kind, kann sich das Leiden eines Mutterherzens nicht vorstellen. Hätte ich, als er ein Kind war, kraftlos dabei stehen und zusehen müssen, wie die tödtliche Schlange ihre giftigen Zähne in die Brust meines Kindes bohrte, so wären meine Gefühle noch Nichts gewesen gegen jene entsetzlichen Jahre. Da wäre es nur der Tod eines unschuldigen Kindes gewesen. Jetzt fürchtete ich beständig ein Verbrechen im Augenblick der Verzweiflung!“

Hier schwieg die bejahrte Dulderin wieder und beugte sich in qualvollem Schmerze, während ihre Zuhörerin bewegungslos mit bleichem Gesichte dasaß. Kein Zeichen des Lebens gab sich in ihren starren Zügen zu erkennen, außer wenn ein Schauder über ihre statuengleiche Gestalt dahinfuhr. Einige Augenblicke herrschte Todtenstille im Zimmer und dann erhob die alte Dame mit einer plötzlichen Anstrengung ihren Kopf und fuhr fort:

„Anfangs demüthigte ich meinen stolzen Geist vor dem Wesen, welches ich verabscheute, und flehte sie an, meines Sohnes zu schonen! Ihr Geist war zu niedrig, um meine Gefühle zu verstehen, und von eben so herzlosen Freunden angetrieben, schien sie zu frohlocken über

die Demüthigung der stolzen Mutter, die sich ihrer Heirath widersetzt hatte, weil sie vorhergesehen, daß sie unfähig sei, ihren Sohn glücklich zu machen.

„Als ich jedes Bemühen fruchtlos fand, erwartete ich in schweigender Qual den furchtbaren Erfolg, der nur zu bald eintrat. Von einer Bemerkung, die Dunmore öffentlich gemacht, zur Verzweiflung getrieben, kehrte er nach Hause zurück. Nie werde ich den Morgen vergessen. Ich saß, was selten geschah, allein bei ihr in ihrem eleganten Zimmer, als er sehr aufgeregt eintrat und sie um die Bedeutung dessen befragte, was er gehört, worauf sie ihm eine trotzige Antwort gab. Er ergriff das Erste, was ihm in die Hand kam — es war zufällig ein zierlich gearbeitetes Kästchen von Ebenholz. Mit einem Schrei sprang ich vorwärts, um seinen Arm aufzuhalten — zu spät — er hatte das Geschoß fortgeschleudert und sie lag bewußtlos am Boden! Dies beruhigte ihn. Er sprang auf sie zu und erhob sie in seinen Armen; aber das Leben war entflohen.

„„O Gott!““ stöhnte er, als er die leblose Gestalt anblickte. „„Die That ist gethan und es bleibt mir Nichts weiter übrig, als mich wie einen Verbrecher hinrichten zu lassen.““

„Er würde sich sogleich ausgeliefert und sein Ver-

brechen eingestanden haben, aber ich wünschte, er möchte entfliehen. Ich bat ihn knieend, aber vergebens; dann sagte ich ihm ruhig, wenn er nicht entfliehe, so würde er auch an dem Tode seiner Mutter schuldig sein. Ich wolle es nicht erleben, meinen Sohn als einen Verbrecher hinrichten zu sehen! Er kannte mich zu gut, um zu zaudern, und wieder wanderte er umher.

„Nur zu bald wurde es bekannt, daß sie auf gewaltsame Weise ihren Tod gefunden, und Dunmore, der bald darauf zurückkehrte, wiederholte die Geschichte mit verdoppeltem Entsetzen und behauptete, ein Augenzeuge von der tragischen Scene gewesen zu sein, bis der Name meines Sohnes verabscheut wurde!

„Ich wußte, wo sich mein armer Sohn aufhielt, und von einem treuen Freunde, der jetzt todt ist, unterstützt, schickte ich ihm die Mittel zu seinem Unterhalt. Sein verwundetes Herz sehnte sich nach seinem Kinde, welches die Verwandten seiner Frau in einen abgelegenen Theil des Landes gebracht hatten, und nachdem er drei Jahre im Elend zugebracht hatte, suchte er sie verkleidet auf; aber Dunmore und ihre Verwandten hatten sie gegen ihn eingenommen; und obgleich zu edel, um ihren Vater zu verrathen, wendete sie sich doch kalt von dem Mörder ihrer Mutter ab.

„Dies war der letzte bittere Tropfen in dem Kelche seines Elends, und er sagte der alten Welt auf immer Lebewohl und floh zu den Wildnissen Amerika's. Man hielt ihn für todt; es ging sogar das Gerücht, er sei in Paris wegen eines andern Verbrechens hingerichtet worden und habe vor seinem Tode den vorsätzlichen Mord seiner unschuldigen Gattin bekannt. Aber seine Mutter und dieser getreue Freund allein wußten, wo er war. Es sind jetzt einige Jahre vergangen, seitdem ich zuletzt von ihm gehört habe, und er muß wohl todt sein. Als der Schlag, den ich so lange gefürchtet, endlich mein Herz getroffen hatte, wünschte ich die Welt und meine Mitgeschöpfe nicht mehr zu sehen. Ich konnte die Helle der Sonne und selbst die Gegenwart meines zweiten Sohnes nicht ertragen.

„Seit seiner Abreise schloß ich mich in dieses Zimmer ein und Jahre des dunklen, schwarzen Elends folgten. Ich dachte nicht an Gott — ich hatte nicht die Macht, zu denken — oder wenn ich dachte, war es nur, um sein Dasein zu bezweifeln, weil er den Untergang meines Sohnes gestattet hatte! Ich bat um meinen Tod, doch er wurde mir nicht gestattet. Aber Gott hat mir in seiner Gnade Dich gesendet, mein Kind!"

„Sein Kind — seine Tochter! Was wurde aus ihr?“ fragte die einsame Taube lebhaft.

„Sie verheirathete sich und ging bald darauf mit ihrem Gatten auf der Reise nach Spanien unter. Man hörte nie wieder von dem Schiffe. Aber, mein Kind, bist Du krank?“ fragte die alte Dame, die erst jetzt die Todtenblässe des jungen Mädchens bemerkte.

„Großmama, die Erzählung von Ihrem Leiden hat Mariens Herz so sehr betrübt.“

„So geh' denn, mein Kind,“ sagte die alte Dame zärtlich. „Es war zu viel für Dein gefühlvolles Herz, aber komme morgen wieder; Großmama will wieder mit Dir das Licht der Sonne anblicken!“

Als die einsame Taube ihr Zimmer erreichte, sank sie, von Gemüthsbewegung überwältigt, auf den nächsten Sessel nieder und sagte tief athmend:

„Mein armer, armer Vater! Endlich weiß Deine Marie Alles! Und ihr Vater ist in der That ein Mörder! Aber Marie will ihn nimmermehr verlassen. Armer einsamer Vater! Wo mag er sein? Es ist jetzt länger als ein Jahr, als man ihn nach England brachte. Vielleicht ist er todt; vielleicht ist er irgendwo gefangen und vielleicht bringt man ihn nach dem Abschluß des Friedens zu seiner armen unglücklichen Mutter zurück!

Marie will beten, daß der große Gott den Schlag abwenden möge! Das ist Alles, was sie jetzt thun kann."

Sie schwieg einige Minuten.

„Sollte Marie die Tochter seines Kindes sein? Sie ging unter, als sie nach Spanien fuhr. Ein Schiff, welches nach Spanien segelte, konnte nicht an der amerikanischen Küste Schiffbruch leiden! Nein, das konnte nicht sein! Wie wunderbar, daß der große Geist das Kind, welches er vom Untergange rettete und liebte, zu der Heimath seines Bruders führte, als sie keine Heimath hatte! Der große Geist ist in der That gut gewesen gegen Marie. Aber soll sie ihrem Papa sagen, daß ihr einsamer Vater sein armer verlorener Bruder ist, den er für todt hält! Soll sie ihm sagen, daß sie glaubt — nein, nein, es kann nicht sein! Was macht, daß der Gedanke mich verfolgt? Wenn es wahr wäre, könnten sie mich nicht mehr lieben; und selbst, wenn sie es könnten, würde Marie nicht selbstsüchtig die Wunden ihrer Herzen öffnen und sie von Neuem bluten lassen bei der Erwartung, daß ihr Geliebter und Verlorner zurückkehren muß, nur um den Tod eines Verbrechers zu sterben! Nein, nein, Marie will es ihnen nicht sagen; sie will es allein tragen!"

Hier wurde sie von einer Dienerin unterbrochen, die von ihren besorgten Freunden zu ihr geschickt wurde, um zu sehen, ob sie krank sei, da sie nicht zu ihnen zurückgekehrt war. Als sie in das Zimmer trat, wo sie den Kapitain und Mistreß Maitland verlassen, fand sie den Ersteren allein.

„Deine Mama hat sich in ihr Zimmer begeben und mich gebeten, Dich dorthin zu führen," sagte er, seine Hand ausstreckend. „Aber Marie, mein Kind, Du bist krank!" fügte er hinzu, als er ihr blasses Gesicht bemerkte.

„Mir ist nicht ganz wohl, Papa," antwortete sie, „aber morgen wird mir besser sein."

Er sah sie schweigend an. Zum erstenmal schlug sie vor seinem Blicke die Augen nieder.

„Marie," sagte er, sie zu einem Sitze führend, „Marie, meine Tochter, Du mußt aufrichtig sein gegen Deinen Papa. Ich weiß, Du wirst es sein; Du bist es immer gewesen. Mein Kind, Du kennst unsere Liebe. Wärest Du in der That unser eigenes Kind, wir könnten Dich nicht mehr lieben."

„Ich weiß es, Papa," sagte sie, ihre Arme um seinen Hals schlingend und ihren Kopf zärtlich auf seine Schulter legend. „Ich weiß es wohl, Papa."

andere Welt zu blicken glaubte! Drei Tage, wo ich in meinem eigenen demüthigen Selbst einen Keim der Unsterblichkeit sah und fühlte! Drei Tage, für welche ich den öden Rest meines Daseins hingeben würde! Dies ist Liebe! dies ist das Gefühl, womit Gott will, daß wir ihn lieben sollen, womit er uns liebt. Es ist ein Gefühl, welches ich um die Welt nicht hingeben möchte! O! wie betrügt die Welt sich selbst mit der Schlacke, die sie Liebe nennt! Wie zärtlich, innig und wahrhaft liebt sie, weil die ihrige eine reine Liebe ist. — Wie sprach sie von der indianischen Prinzessin, von ihrem Vater, von ihrem Papa und ihrer Mama und dem guten Doktor! Mit welch' einer Idealwelt hat sie Washington umgeben! Wie treu seinem Charakter! Und doch sah sie ihn nur einmal. Diese Geisterwelt ist kein Traum; es muß etwas Wirkliches darin liegen — warum antwortet sonst das Herz so bereitwillig. — Welche Thorheit, welche Anmaßung, zu denken, daß ein Wesen, wie sie, welches Umgang gehalten mit allen lieblichen Geistern der Natur, wie sie sie nennt, etwas Liebenswerthes an mir sehen sollte! Aber o! wie lieblich war es, als sie, ihre sanfte Hand vertrauensvoll in der meinigen, dalag, mir mit ihren großen, geistigen Augen in's Gesicht blickte und sagte: „„Oberst Ells=

noth. [illegible]
voll; [illegible]
Diese [illegible]
meinem Herzen [illegible]
schossen sind [illegible]
lieblich. [illegible]
einem [illegible]
Herz zu [illegible]
meine Liebe [illegible]
Aber sie [illegible]
selber hoffnungslos [illegible]
Gegenstand, [illegible]
Es liegt [illegible]
dieser Liebe [illegible]
Dieses Verlangen [illegible]
die Erwiderung [illegible]
Liebe hingeben."

Die Thür [illegible]

„Mutter!" [illegible]

„Ja, mein [illegible]
gehen. [illegible]
mein Sohn."

„Liebe Mutter" [illegible]
zur Ruhe. [illegible]

„Wir möchten nicht selbstsüchtig in unserer Liebe sein, mein Kind. Sage mir also, Marie, sehnt sich Dein Herz nicht zuweilen nach Amerika? Möchtest Du nicht Oberst Ellsworth wiedersehen?“

„Papa,“ sagte sie, ihren Kopf erhebend, während ein lebhaftes Erröthen über ihre Wange sich verbreitete, „Papa, wollen Sie Marie fragen, ob sie nicht glücklicher in der Heimath ihres Bruders sein würde?“

„Ja, Marie,“ sagte er, über ihre Unbefangenheit lächelnd, „das möchte Dein Papa wissen!“

„O nein, lieber Papa. Oberst Ellsworth weiß, daß Marie in seiner Heimath nicht eher glücklich sein könnte, als bis sie ihre Pflicht gegen Die, welche sie lieben, erfüllt hat. Marie erwartet nicht, auf Erden in der Heimath ihres Bruders zu leben.“

„Aber, mein Kind, Du bist uns keine Pflicht schuldig,“ sagte Kapitain Maitland. „Du hast uns jede kleine Freundlichkeit durch Deine Liebe doppelt vergolten.“

„Da lassen Sie Marie zu ihrem eigenen Glück bei Ihnen und Mama bleiben,“ sagte sie, ihn zärtlich küssend.

Er drückte sie schweigend an sein Herz und antwortete nicht.

Zwanzigstes Kapitel.

Der einsame Mann.

„O! wie glücklich bin ich," sagte Mistreß Maitland an einem schönen Abend, etwa vierzehn Tage nach der letzten Unterredung, zu ihrem Gatten, als sie dasaßen und durch das offene Fenster auf die schöne Landschaft, die sie umgab, hinausblickten, „o, wie glücklich bin ich, daß Deine Mutter so verändert ist! Wer hätte denken sollen, daß wir sie je wieder draußen sehen würden, James?"

„Seit Jahren hat mir Nichts so großes Glück verursacht," versetzte ihr Gatte, „mit Ausnahme der Gewißheit, daß unser Kind gerettet sei!"

„O! ich werde es nie vergessen, wie man uns sagte, daß sie unter dem Schutze des edlen amerikanischen Generals sei," sagte Mistreß Maitland. „Von

dem Augenblick an wurde ich ganz und gar Rebellin. Wie bringt es mich auf, wenn ich denke an jene —"

„Rede nicht in Mariens Gegenwart davon," sagte ihr Gatte, sie unterbrechend; „und hier kommt sie. Es erinnert sie jedesmal an ihren Vater, und ich fürchte, sie macht sich seinetwegen viele Sorgen," fuhr er fort, indem sich ein schmerzlicher Ausdruck in seinem Gesichte zeigte.

Die einsame Taube trat ein.

„Komm, liebe Marie," sagte Mistreß Maitland, „setze Dich an meine Seite und laß uns einmal wieder Deine wilde indianische Musik hören. Es ist lange her, daß Du uns Nichts vorgesungen hast. Eins von Deinen wildesten Liedern, mein Kind!"

Die einsame Taube setzte sich nieder und sang nach der Art der indianischen Prinzessin, worin sie sich fortwährend zu ihrer eigenen Befriedigung und zur Unterhaltung ihrer Freunde geübt hatte. Eine Zeitlang sang sie die schöne phantastische Melodie, bis endlich ihre Stimme dahinstarb. Der Kapitain und seine Gattin sprachen nicht. Sie schienen den lieblichen Zauber, den die Musik um sie verbreitet hatte, nicht zerstören zu wollen.

Eine Gestalt verdunkelte die Thür. Vor ihnen stand der einsame Mann.

„O Vater!“ schrie die einsame Taube, als sie auf ihn zusprang.

Er hielt sie einen Augenblick zurück und blickte sie an; dann drückte er sie an sein Herz und rief:

„Es ist in der That mein lange verlorenes, geliebtes, edles Kind! Dieselbe, die mein werthloses Leben mit Gefahr ihres eigenen rettete! Die, welche ich wiedersehen mußte, ehe ich mein müdes Haupt zur Ruhe legen konnte! Und Dich hier zu finden!“

Thränen fielen auf ihr schönes Gesicht, während er sie in seinen Armen hielt.

Kapitain Maitland blickte wie versteinert die Scene an. Endlich stand er auf, näherte sich dem einsamen Manne und stotterte hervor:

„Mein Bruder! mein lange verlorener Bruder!“

„Ja,“ sagte der einsame Mann, „sieh in mir Deinen lange verlorenen Bruder und hier Deines Bruders Kind! Durch eine geheimnißvolle und gnädige Fügung der Vorsehung wurde sie zu mir gesendet — ein Engel, um meine gestorbene Seele zurückzurufen! Und dieselbe wohlthätige, leitende Macht hat sie zu Dir geführt, mein Bruder!“

„Und bin ich in der That Ihr Kind?“ fragte die einsame Taube.

„Du bist meiner Tochter Kind,“ sagte er, sie wieder an sein Herz drückend. „Aber meine Mutter, meine arme, theure Mutter, ist sie —“

„Sie lebt,“ sagte Kapitain Maitland, „und durch die Liebe und besänftigende Zärtlichkeit dieses edlen Kindes lebt unsere Mutter wieder glücklich.“

„Es ist in der That eine Vergeltung für ein Leben des Elends, ein solches Kind an sein Herz zu drücken!“ sagte der einsame Mann, als er mit Thränen der Zärtlichkeit das geliebte Wesen anblickte, welches er an sein Herz gedrückt hielt.

„Aber Kapitain Dunmore?“ flüsterte sie, indem sie von einem Schauder ergriffen wurde.

„Ist todt,“ war die Antwort.

„Gott sei Dank!“ war das Echo jedes Herzens.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Ein Blick auf unsere alten Freunde.

Die Feindseligkeiten hatten aufgehört. In Paris hatte man Friedensverträge unterzeichnet, und obgleich sie in London noch nicht bestätigt waren, fühlte doch jedes Herz, daß der lange und blutige Kampf vorüber sei, und die gemeinen Soldaten, die so tapfer und männlich jedes Leiden, jede Entbehrung und Mühseligkeit ertragen hatten, waren im Begriff, arm und verlassen von den Fahnen ihres verarmten Landes in ihre Heimath zurückzukehren. Zusammen in einem Zelt saßen ein halbes Dutzend alte Freunde.

„Welch' ein Glück zu denken, daß wir sobald in unsere ruhige Heimath zurückkehren und den Segen der Freiheit mit uns nehmen," sagte Jones.

„Ja, und noch dazu, daß wir den prahlerischen Rothröcken gezeigt haben, daß wir nicht die gemeine und feige Bande sind, für die sie uns hielten," versetzte Nathan Drew. „Ich denke, ein andermal werden sie sich wohl hüten, ihren Kolonieen solche Taxen aufzuerlegen."

„Aber," sagte Jenks, „es scheint doch hart, nachdem wir so viele Jahre für unser Vaterland gefochten haben, so arm nach Hause zu gehen, daß wir kaum im Stande sind, eine Mahlzeit für unsere Familie zu bezahlen."

„Es würde hart sein," sagte Jones, „wenn unser Vaterland im Stande wäre, uns zu belohnen; aber es ist nicht der Fall, und wir haben die Genugthuung, zu wissen, daß wir Alle zusammen in der gemeinschaftlichen Sache gelitten, und daß wir gewonnen, wofür wir gefochten — unsere Freiheit!"

„Ja, daß ist es, was wir wollten, und wir haben es errungen," sagte Higgins, seine Hände reibend.

„Ich dachte nie an dergleichen Dinge, während ich focht," fuhr Jenks fort; „abrr jetzt da ich zu meiner Familie zurückkehren soll, kann ich nicht umhin, daran zu denken."

„Ich bin froh, daß ich am Leben geblieben bin, um nach Hause gehen zu können," sagte Morse. „Ich denke, sie werden froh sein, mich wiederzusehen, wie ich auch kommen mag. Und dann ist unser Vaterland unser Eigenthum, und wenn meine Kinder heranwachsen, kann sie Niemand plagen und ihnen ihre mühsamen Ersparnisse durch ungerechte Taxen wegnehmen."

„Jones, Du hast auch Deinen Theil am Verlust gehabt," sagte Higgins. „Als Du auszogest, hattest Du ein hübsches Haus und einen wohlgefüllten Laden; aber die verdammten Rothröcke brannten Alles nieder."

„Ich werde mit gutem Muthe wieder anfangen," antwortete Jones.

„Nun, ich weiß nicht, ob ich mich über Etwas zu beklagen habe, als daß mir der teuflische Wurm von Kapitain entwischt ist," sagte Nathan Drew. „Doch wir erhaschten den andern schmutzigen Schurken. Und verkauften wir ihm nicht ein Mädchen, wie er es nicht jeden Tag kaufen kann? Der schmutzige Wurm!"

Hier brachen Alle in ein herzliches Gelächter aus.

„Das war ein Spaß, wie man ihn nicht immer erlebt!" sagten mehrere Stimmen.

„Aber das war es nicht, was ich sagen wollte," sagte Nathan. „Ich wollte von diesen Guineen reden.

Ich nehme nie gern Geld für das, was ein rechtschaffener Mann thun muß; und als jener wackere, alte Doktor und der gute Engländer wollten, daß ich das Geld nehmen sollte, weil ich für den lieben Engel Sorge getragen, da sagte ich ihnen, Nathan Drew nehme niemals Geld für das, was er zu thun verpflichtet sei. Als mir aber das liebe Geschöpf das Geld geradezu in die Hand gab, und mich so recht wie ein Engel bat, es ihr zu Liebe anzunehmen, da sie geradewegs nach England gehe und mich vielleicht nie wiedersehen werde, da konnte ich es ihr nicht länger abschlagen, obgleich ich nicht dachte, daß so viel in der hübschen Börse sei, worin sie es mir gab. Und nun, denke ich, ist es nicht mehr als recht, daß die, welche die Mühe zusammen gehabt haben, auch den Profit theilen."

„Nein, nein, Nathan," sagten Alle, als sie ihn im Begriff sahen, das Geld zu vertheilen; „wir hatten Nichts damit zu thun, das Mädchen zu beschützen. Wir waren nicht dabei."

„Ihr halfet mir aber, den Schurken mit Theer zu bestreichen und in Federn umzukehren, und das, denke ich, hätte ich nicht allein thun können. Ich ..he den Spaß nicht um alle Guineen, die ich je

gesehen. Freilich sah Nathan Drew vor dieser Zeit nicht viele. Indessen läßt er sich nicht leicht von seinem Zweck abbringen, wenn er sich zu Etwas entschlossen hat. Ueberdies bedarf er des Geldes nicht so sehr, wie Ihr. Er hat ein hübsches kleines Gut in New-Hampshire und seine Frau und Töchter haben für die Wirthschaft gesorgt, während er im Kriege gewesen."

Hierauf begann Nathan entschlossen, ungeachtet ihrer Einwendungen, die Guineen unter seine Kameraden zu vertheilen.

„Hier sind zehn Guineen für einen Jeden von Euch," sagte er. „Und nun hat Nathan Drew noch genug übrig, um sein Gütchen in besseren Stand zu setzen und allen seinen Frauensleuten Kleider zu kaufen. Aber die hübsche Börse giebt er nicht her. Die will behalten, um sie den jungen Leuten zu zeigen."

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Eine elende Sterbescene.

Um dieselbe Zeit kamen Reisende an dem alten steinernen Hause vorüber, welches einst das Gefängniß der einsamen Taube gewesen und von dem wilden Aussehen des Gebäudes angezogen, begannen sie es zu untersuchen.

Als sie eintraten, hörten sie ein Gestöhn und stiegen zu dem oberen Zimmer hinauf. In einem Winkel auf einem niedrigen Bette lag die sterbende Gestalt der Mistreß Higgins. Neben sich hatte sie einen Beutel mit Gold, den sie beim Anblick der Reisenden ergriff und sagte:

„Ihr sollt es nicht haben! Es ist mein — mein schwer Erworbenes!“

Sie gaben ihr die Versicherung, sie wollten ihr Gold nicht, sondern wünschten nur ihr Leiden zu lindern.

„Ihr lügt! Ihr lügt!“ schrie sie. „Ihr wollt mein Gold. Ihr kümmert Euch nicht um mich. Niemand kümmert sich um mich. Alle hassen mich. Ihr wollt mein Gold!“

Im nächsten Augenblicke wollte sie es von sich werfen und rief:

„Da, da! nehmt das Gold, wofür ich meine Seele verkauft habe! Aber o! rettet mich von jenen Teufeln, die mir ihre Zähne zeigen. Seht! seht! sie kommen auf mich zu! O! o! rettet mich. Will Niemand für mich beten? Sie wollen mich holen! Seht, sie wollen mich holen! O! rettet! rettet mich! O! warum verlockte mich der Elende, der mich hier zurück ließ, um zu verhungern und zu sterben, als ich ihm nicht mehr helfen konnte bei seinen teuflischen Plänen. O! warum verlockte er mich mit seinem Golde, den Fremden unter meinem eigenen Dache zu verrathen? O! warum verlockten sie mich, sein Kind zu verkaufen? O! wenn sie für mich beten wollte, würde der Himmel sie erhören. O! wo ist sie? Rettet! rettet mich! Was habe ich nicht für Gold gethan? Und jetzt will Niemand für mich beten?“

Die Reisenden versuchten sie zu besänftigen; aber vergebens. Zuweilen stieß sie sie von sich und schrie, sie wollten ihr Gold. Dann bat sie sie, es zu nehmen und sie vor den Teufeln zu schützen, die sie verfolgten. So schreckte sie sie bis gegen Morgen, wo sie mit einem Schrei der Verzweiflung, wobei ihnen das Blut in den Adern erstarrte, zurückfiel und ihren Geist aufgab.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die Geschichte des einsamen Mannes.

Einige Tage nach dem Zusammentreffen der einsamen Taube mit ihrem Großvater, sagte dieser, als sie in dem eleganten Gesellschaftszimmer an seiner Seite saß:

„Mein liebes Kind, Du hast mich gebeten, Dir von meinen Wanderungen und dem Tode des Kapitain Dunmore zu erzählen. Ich kann Dir jetzt keinen umständlichen Bericht davon ertheilen, mein Kind. Ein andermal soll es geschehen. Jetzt will ich nur von den Hauptereignissen reden.

„Meine arme Mutter hat Dir bereits meine traurige Geschichte erzählt, bis ich nach Amerika ging. Als ich dort ankam, vermied ich die Wohnungen der Menschen und wanderte allein unter den Scenen der Natur

umher. Wenn ich die hohen Gebirge anschaute und an den Ufern der mächtigen Ströme stand, oder durch die spurlosen Wälder wanderte, schien Etwas da zu sein, was die feurigen Geister besänftigte, die mich von Ort zu Ort trieben.

„So war ich zwei Jahre umhergewandert, als ich das einsame Vorgebirge erreichte, wo die Familie Higgins wohnte. Während eines Sturmes hatte ich zuerst auf jenen Klippen gestanden. Die streitenden Elemente, die berghohen Wellen, die schäumende Fluth, Alles schien kräftig zu meinem Herzen zu reden von der großen Macht, die alle Dinge regiert. Es liegt Etwas in der Verbindung der Größen und Schönheit der Scenerie dieses Ortes, was die Macht hatte, mich zu fesseln und die dunklen Bilder hinwegzutreiben, die sich um mein Herz sammelten.

„Ich hatte die großartige, wilde, schöne und erhabene Scenerie angeblickt. Jede Ansicht hatte zu meinem Herzen geredet; aber an diesem kleinen Orte schien Alles zugleich zu reden. Und wenn es stürmte, fühlte ich gleichsam die Gegenwart der Gottheit. Ich blieb da, um noch einen Sturm abzuwarten, bis ich endlich dort meine Wohnung aufschlug.

„Dies war der Zustand meines Geistes, mein Kind, als Deine Mutter dort Schiffbruch litt. Als ich sah, daß es meine Tochter war, die sich kalt von meinem verlangenden, tief verwundeten Herzen abgewendet, erwachte der Dämon in mir, und auf einen Augenblick freute ich mich über das Unglück meines Kindes. Aber bald bemächtigten sich meiner bessere Gefühle, und Nichts wurde unversucht gelassen, um ihr Leben zu retten — aber vergebens. Vor ihrem Tode benachrichtigte sie mich in wenigen Worten, daß sie Sir John Effingham geheirathet habe, dessen Bruder, wie James mir sagt, Du häufig in New-York gesehen."

„Oberst Effingham! Vater, kann es möglich sein?" sagte die einsame Taube mit Ueberraschung. „Und ist er mein Oheim? Er sagte mir oft, es läge Etwas in meiner Stimme und in meinem Wesen, was ihn an einen längst verstorbenen, sehr theuern Bruder erinnere. Und sollte der mein Vater gewesen sein?"

„Sagte er, mein Kind, daß Du ihn an seinen Bruder erinnertest? Es ist mir lieb, dies zu hören. Deine Mutter segelte bald nach ihrer Verheirathung mit ihrem Gatten nach Spanien," fuhr er fort; „aber das Schiff, auf dem sie sich befanden, wurde vom Sturm weit in die See getrieben. Viele von den Pas-

sagieren starben, und Alle waren fast verhungert, als ein nach Amerika segelndes Schiff sie aufnahm und rettete, nur um noch eine Scene des Entsetzens zu erleben. Ihr Gemahl hatte sie an eine zerbrochene Segelstange gebunden, welche die Wogen, von der Hand Gottes geleitet, an die Felsen warfen, in den Bereich ihres verbannten und unglücklichen Vaters! Es ist kein Beweis vorhanden, daß Du die Tochter Sir John's bist, als mein einfaches Wort, welches an sich nicht hinreichend ist, um Deine Ansprüche an die Erbschaft zu begründen, die sich jetzt im Besitze eines anderen Bruders befindet, der ein ganz anderer Mann ist, als Dein Vater und der Oberst. Der Verlust dieser Erbschaft wird keinen Einfluß auf Dein Glück haben, mein Kind, und überdies erbst Du ja fürstlichen Reichthum!"

„O nein, mein Vater, ich mochte es nicht anders wünschen, außer damit Ihre Marie ihren Namen, vermöge des Rechts der Geburt führen könnte. Aber selbst daran will sie jetzt nicht denken, da sie weiß, daß sie Ihre Marie und die Nichte ihres lieben Papa ist!"

„Du bist freilich meine Marie!" sagte er, sie an sein Herz drückend, „die ich nicht um allen Reichthum und alle Titel der Erde hergeben würde! Aber ich will fortfahren. Als Du noch ein kleines Kind warest,

kam mir doch immer die Erinnerung an Die, welche all' mein irdisches Glück zerstört hatte. Und so war es, als das edle Indianermädchen mich zu dem Bewußtsein meiner Selbstsucht brachte und mich zu besseren Gefühlen erweckte. Mistreß Higgins hatte sich in meiner Gegenwart immer sehr freundlich gestellt, und ich war so sehr mit meinen eigenen Gedanken beschäftigt, daß ich die Verstellung nicht eher bemerkte, als bis die Worte der Indianerin mich darauf aufmerksam machten. Inzwischen war ich mit dem edlen Häuptling Tawahquenah bekannt geworden. Als ich ihn reden hörte von dem Unrecht, welches seinem Volke widerfahren war; als ich einen Geist und ein Herz an ihm bemerkte, die eine Krone geehrt haben würden — als ich dieses hochherzige Wesen verachtet sah, und nur geduldet auf dem Gebiete seiner Vorfahren, als ich sah, daß er bei Allem, was er litt, niemals den großen Geist vergaß, den er verehrte, da fühlte ich meine eigene Kleinheit im Vergleiche mit diesem Sohne der Natur. Ich jagte, ich fischte mit ihm. Ich brachte manche Stunde mit ihm in seiner Hütte zu. In seiner Gegenwart sank das Unrecht, welches ich erlitten hatte, zur Unbedeutsamkeit herab, und während ich seinen erhabenen Charakter bewunderte, fühlte ich, wie ich

die Kräfte meines Geistes verschwendet und übel angewendet, die ich auf dem Altare meiner Gefühle geopfert. Und so schien es mir, als habe Gott mich zu den Scenen der Natur und zu den Kindern der Natur geführt, um mein Herz meinem eigenen Blicke zu öffnen. Dies war der Zustand meines Geistes und meiner Gefühle, als der Krieg ausbrach und ich wieder mit Kapitain Dunmore zusammentraf. Auf einige Stunden kehrte alle meine Bitterkeit zurück; aber eine Anrede, die der edle Häuptling an seine noch übrigen Leute hielt, als sie im Begriff waren, auf immer dem Lande und den Gräbern ihrer Väter Lebewohl zu sagen, verbannte sie aus meinem Geiste.

„Ich übergab Dich, mein Kind, dem Häuptling und seiner edlen Tochter, nicht nur, weil Du sie liebtest und sie Dich liebten und zu erwarten stand, daß sie Dich mit ihrem Leben beschützen würden, wie sie es auch wirklich thaten, sondern weil ich wußte, daß Dein Geist unter der Leitung jener hochherzigen Prinzessin von der Gegenwart der Gottheit würde erfüllt werden, wenn Du auch keine weltliche Kenntniß erlangen möchtest.

„Im Jahre 1778 erhielt ich Urlaub und suchte Dich an dem von Tawahquenah angedeuteten Orte. Aber ich fand Nichts weiter, als das verlassene Dorf.

Ich sah auch, daß es der Schauplatz des Krieges gewesen war. Von Zweifel und Seelenqual zerrissen, suchte ich Auskunft bei den verschiedenen Stämmen und traf endlich einen Indianer, der mich mit dem Kampfe und der Veranlassung desselben bekannt machte. Ich vermuthete, Du wärest todt, bis ich den Brief erhielt, den Dunmore an mich abschickte. Er war so listig geschrieben, daß ich nicht an Verrätherei dachte. Du weißt den Erfolg.

„Nachdem ich meinen Verfolgern entflohen war, kehrte ich aus Besorgniß für Dich am nächsten Tage an den Ort zurück und wurde gefangen genommen; doch hörte ich von Deiner glücklichen Flucht. In New-York wurde ich eine Zeitlang in einem Privathause gefangen gehalten, und das war der Grund, weshalb mein Bruder, ungeachtet seiner Bemühungen, mich nicht entdecken konnte. Als wir nach England absegelten, waren wir noch nicht lange auf der See gewesen, als wir von einem französischen Kriegsschiffe eingeholt wurden, und bei dem erfolgenden Gefechte wurde Dunmore getödtet und das Schiff genommen. Nachdem wir eine Zeitlang umhergekreuzt, ankerten wir in Brest. Da ich dem Wunsche nicht widerstehen konnte, die Heimath meiner Kindheit noch einmal wiederzusehen, und da seit dem unglücklichen

Ereignisse so viele Jahre vergangen und mein Ankläger Dunmore todt war, so kam ich hierher, ehe ich nach Amerika zurückkehrte, um mein Kind aufzusuchen, indem ich mir nicht träumen ließ, welcher Segen mir bevorstehe. Als ich draußen auf Deinen Gesang horchte, der so sehr dem des indianischen Mädchens glich, dachte ich, mein armes Gehirn schwindle."

„Oft, besonders als sie älter wurde, war ich betroffen von der Aehnlichkeit, die meine kleine Tochter mit meinem längst verlorenen Bruder zeigte," sagte Kapitain Maitland, der während des letzteren Theiles der Erzählung eingetreten war. „Häufig fiel mir der Gedanke ein, er möchte sich vielleicht in Amerika verheirathet haben. Vielleicht wäre er mit jenem Schiffe untergegangen. Vielleicht sei dies sein Kind. Aber nie fiel es mir ein, daß er ihr Retter sei, bis ich erfuhr, daß Dunmore unser Kind gestohlen hatte, um dadurch ihren Vater in seine Gewalt zu bekommen. Und diese Ueberzeugung nebst der Ungewißheit hinsichtlich des Schicksals des lieben Kindes war es, was so schwer auf meinem Geiste lastete, meine Gesundheit zerrüttete und mich verhinderte, zu ihr nach Philadelphia zu eilen."

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die beiden Freundinnen in der Hauptstadt.

Frühling und Sommer waren vorüber und der Winter gekommen. Die Truppen waren aus Amerika zurückgekehrt, und mit seinem Regimente auch der Oberst Effingham. Doktor Brown war, seinem Versprechen zufolge, auch angekommen und hatte die liebenswürdige Lizzie Ingols mitgebracht. Die einsame Taube und ihre Freundin hatten einen Theil des Winters in der heiteren Hauptstadt zugebracht, und die fashionable Welt hatte ihren Blicken alle ihre Feenschätze geöffnet. Selten oder nie waren in den glänzenden Zirkeln zwei schönere Wesen erschienen — so gänzlich verschieden und ihrer Schönheit so unbewußt.

Oberst Effingham war ihr beständiger Begleiter. Seine Aufmerksamkeiten, die er seiner schönen Nichte

widmete, waren die eines liebevollen Bruders. Er schien sie nicht gern von seiner Seite zu lassen, außer unter dem Schutze des Kapitain Maitland oder des guten Doktor. Denn, wie er eines Tages zu ihr sagte, wenn einer von ihren verzweifelnden Liebhabern versuchen sollte, mit ihr durchzugehen, sie möchte wollen oder nicht, so wäre der beglückte Ritter nicht in der Nähe, um ihr zu Hülfe zu kommen. Folglich würde er sein Recht des Schutzes nicht eher aufgeben, als bis jener beglückte Ritter wieder erscheinen würde, zu welcher Zeit er natürlich in seinen trostlosen Junggesellenstand zurücktreten müsse.

„Ich denke nicht, daß Sie so lange warten werden,“ sagte die einsame Taube lachend; „denn allem Anscheine nach werden Sie sich mit dem Lächeln meiner guten Freundin zu trösten suchen.“

„Ohne Zweifel würde ich das versuchen,“ sagte der Oberst lächelnd. „Ich müßte sehr unempfindlich sein, von so viel Lieblichkeit und Schönheit ungerührt zu bleiben; besonders, da nicht wenig von meinem romantischen Einfalle, in einzelner Beglückung zu leben und zu sterben, verschwunden ist seit meiner ersten Liebe, woran ich so viele nutzlose Träume verschwendet habe, und deren Gegenstand keine andere Person als

meine Nichte war. Und selbst jetzt, da ich im Bereiche jener lieblichen Stimme bin, verfalle ich zuweilen in meine alte Gewohnheit, doch werde ich sogleich durch den Ausdruck „Oheim“ oder etwas eben so Unromantisches erweckt. Aber,“ fuhr er ernster fort, „glauben Sie, Marie, daß es mir bei Ihrer liebenswürdigen Freundin gelingen wird? Sie weiß Alles, und wird sie bereit sein, ein Herz anzunehmen, welches so gänzlich einer Anderen angehört hat? Sie sehen wohl, ich möchte gern einige Ermuthigung haben, Marie; denn ich kann es nicht ertragen, daß mein Antrag zurückgewiesen wird, wenn es auch noch so sanft geschieht.“

„Ich denke, lieber Oheim,“ versetzte sie, indem ihre Wange sich lebhaft röthete, „ich denke, Sie würden wenig zu fürchten haben bei irgend Einer, die Ihren Charakter zu verstehen und zu schätzen vermag, wenn nicht das Herz schon einem Andern gehört. Dies Letztere ist, so weit ich beurtheilen kann, nicht der Fall, und überdies hat Niemand eine höhere Achtung vor meinem gütigen Oheim, als sie. Wenn es Ihnen gelänge, ihre Neigung zu gewinnen, so würde Marie sehr glücklich sein; denn sie würde fühlen, daß das Glück ihres gütigen Oheims gesichert wäre.“

„Marie,“ sagte er, indem er nach einer augen-

blicklichen Pause ihre Hand faßte, während sein Gesicht einen ernsten Ausdruck annahm, „ich bat Sie aus zwei Gründen, mich Oheim anzureden: erstens, weil ich wünsche, daß die Welt erfahre, daß ich Sie als meine Nichte betrachte, und zweitens, damit ich immer meine Verwandtschaft zu Ihnen fühle, und mir dies helfen möge, die Richtung meiner Träume zu verändern. Und noch immer verursacht es mir Schmerz, denn es erinnert mich beständig, daß dem Kinde meines geliebten Bruders ihr Name und ihre Erbschaft vorenthalten wird."

„Denken Sie nicht daran, lieber Oheim," sagte sie, „ich wünsche es nicht anders. Da Ihr Bruder kinderlos ist, so müssen Sie und die Ihrigen seine Güter erben, während der Besitz derselben Nichts zu meinem Glücke hinzufügen könnte. Sie wissen auch, daß mein Vater nach dem Tode seiner Mutter in sein zweites Vaterland zurückzukehren wünscht. Ferner wissen Sie auch," fuhr sie fort, indem ihre Wange sich röthete und ein Lächeln ihre Augen erhellte, „daß Alfred ein Republikaner ist, und daher würden Titel für mich wenigstens unbequem sein, während es bei Ihnen anders wäre, wenn sie auch Ihr Glück nicht erhöhen können."

„Meine edle und geliebte Marie," sagte er, ihr glühend die Hand küssend. „Ich wollte, ich wäre an

Alfred's Stelle, da würde ich ein solches Herz nicht um alle Reichthümer der Welt hingeben. Oder hätte ich nur früher —"

„Oheim!" sagte die einsame Taube, ihn unterbrechend, während ein schlaues Lächeln ihr Gesicht erhellte, worauf aber sogleich ein Ausdruck der Traurigkeit folgte.

„Entschuldigen Sie, Marie," sagte er, „ich hatte vergessen! Aber noch Eins, Marie. Sollte Ihr Oheim so glücklich sein, die Neigung Ihrer liebenswürdigen Freundin zu gewinnen und sich dann zuweilen vergessen und in begeisterte Lobreden über seine Nichte ausbrechen? würde sie eifersüchtig werden?"

„O! nein," sagte die einsame Taube; „denn ich weiß, daß mein lieber Oheim zu nachdenkend und edel ist, um Etwas zu sagen oder zu thun, was das Herz verwunden könnte, welches sein Glück von ihm erwartet; und Lizzie ist zu großmüthig und uneigennützig, um eifersüchtig auf Ihre Zärtlichkeit für Ihre Nichte zu sein."

„Nun also, Marie," sagte er, „wenn ihr Herz nicht mein wird, ist es mein Schicksal, nicht meine Schuld. Ihr Oheim wird so vorsichtig sein, wie es seine liebe Nichte nur wünschen kann."

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die einsame Taube am Vorabend ihrer Hochzeit.

Zwei Jahre nach den in unserem letzten Kapitel erwähnten Ereignissen saß die einsame Taube in einem eleganten Boudoir, umgeben von Allem, was Zärtlichkeit, hinsichtlich der Bequemlichkeit und des Luxus nur erdenken und Reichthum nur verschaffen konnte. Ihre elegante Figur, jetzt vollkommen entwickelt, war in ein reiches Gewand von zarter blauer Seide gekleidet; ihr glänzendes Haar, aus der Stirn gekämmt, zeigte, obgleich nach der Mode des Tages geordnet, noch viel von der ursprünglichen Einfachheit und war mit einer Diamantenschnur geziert, die ihrer blendenden Schönheit etwas Fürstliches verlieh. Obgleich man in ihrem schönen Gesichte nicht mehr die vertrauensvolle Unschuld des Ausdrucks erkannte, die sie in früheren Jahren ausgezeichnet hatte, so war doch noch die reine Mischung

des Gedankens und Gefühls da, welche, während sie bezauberte, dem Anschauenden Ehrfurcht einzuflößen schien.

Es war jetzt Traurigkeit in ihrem Gesichte und Thränenspuren auf ihren Wangen.

„Betsy," sagte sie, als das verwachsene Mädchen eintrat, jetzt so sehr verändert, daß man, wäre das Zeichen der Natur nicht gewesen, in dem gewandten, sanft redenden Wesen schwerlich die Gesellschafterin der Mistreß Higgins, wie wir sie zuerst dem Leser vorgestellt haben, hätte erkennen können, „Betsy, mein gutes Mädchen, weißt Du, wo Doktor Brown ist?"

„Er war in der Bibliothek, Miß, und unterhielt sich mit Kapitain Maitland und Herrn Stonebridge. Soll ich ihn aufsuchen, Miß?"

„Nein, Betsy, ich danke Dir," versetzte die einsame Taube; „aber ich glaube, ihn oder Papa kommen zu hören," fügte sie hinzu, indem sie aufstand und die Thür öffnete. Doktor Brown trat ein, nur wenig verändert, seitdem wir ihn zuletzt gesehen.

„Es ist mir lieb, Doktor, daß Sie gekommen sind," sagte sie, ihn zu einem Sitze führend. „Setzen Sie sich auf diesen Lehnsessel nieder, während ich, wie vor Alters, neben Ihnen Platz nehme. Ich wünschte, wie damals, mit Ihnen zu reden, mein gütiger Freund."

Bei diesen Worten setzte sie sich neben ihn, auf eine niedrige Ottomane nieder.

„Was!" sagte er, indem er seine Hand sanft auf ihre schöne Stirn legte, „will meine Marie wieder die Schülerin spielen, da sie doch morgen in den Ehestand treten will."

Sie schwieg gedankenvoll, ihre schöne Wange ruhte auf ihrer Hand, indem sie sich auf des Doktors Knie lehnte.

„Was, mein Kind, traurig und in Thränen?" rief er, als er die Spuren auf ihrer Wange bemerkte. Dann nahm er ihre schöne Hand in die seine und sagte: „Hat mein Kind einen Kummer, den sie bei ihrem gewohnten Vertrauen ihrem alten Freunde, der sie immer mit dem Stolze und der Zärtlichkeit eines Vaters geliebt hat, nicht mittheilen kann?"

„Doktor," sagte sie, ihm mit ihrem gewohnten lieblichen Blicke in's Gesicht sehend. „Sie sind immer ein theurer und gütiger Freund gewesen und ich habe Ihnen jeden Gedanken und jedes Gefühl mitgetheilt, um Ihren Rath und Ihre Billigung zu erhalten, so daß ich jetzt in aller meiner frühern Einfalt komme, um mit Ihnen zu reden, und vergesse, daß ich etwas Anderes bin, als Ihre kleine einsame Marie, die zu Ihnen

zu kommen pflegte bei dem Geflüster jedes fremden Geistes, um Sie zu fragen, was es bedeute! Das waren liebliche Tage, nicht wahr, guter Doktor?"

„Sehr lieblich, mein Kind," sagte der alte Herr; „aber sie sind vorüber, und von jetzt an muß ich Marie in einem neuen Wirkungskreise sich bewegen sehen. Möge sie auch da, wie immer, sich selber treu sein!"

Und die Thränen, die seine Augen füllten, fielen auf ihre Stirne nieder.

Aufstehend, seinen Hals mit ihren Armen umschlingend und ihre zarte Wange an seine Stirn legend, sagte sie:

„Mein theurer, gütiger, alter Freund, der Sie mich, nebst Heelehdee, zu dem gemacht haben, was ich bin, ich kann mich nicht von Ihnen trennen; ich werde so oft Ihres Rathes bedürfen. Sie müssen Ihre Heimath bei uns aufschlagen, in dem lieben Amerika. Lizzie muß nach ihrer Reise mit Oberst Effingham nach England zurückkehren, und Sie werden in Ihrem Alter unter dem Dache des Kindes ruhen, für welches Sie so zärtlich gesorgt haben, und welches Sie so sehr liebt."

„Ei, was wollen Sie mit all' den alten Leuten anfangen — mit Ihrem Vater, Mistreß Ellsworth und mir? Ueberdies werden Papa und Mama nicht lange

von ihrem Liebling entfernt bleiben. Was wollen Sie mit uns Allen anfangen, wenn wir kindisch und wunderlich werden?"

„Sollte meine Liebe zu weichen beginnen," sagte sie, „so werde ich mich an frühere Freundlichkeit erinnern. Und sollte auch die Erinnerung weichen, so will ich mich auf meine Selbstsucht verlassen und mich erinnern, daß auch ich einst alt werden muß."

„Ich hege keinen Zweifel, daß Sie richtig handeln werden" sagte der Doktor, sich wieder niedersetzend. „Wir wollen darüber ein andermal reden, und Sie dürfen nicht zweifeln, daß Sie mich oft genug sehen werden. Aber erst sagen Sie mir, warum sind Sie am Abend vor Ihrer Hochzeit so traurig? Warum so gedankenvoll?"

„Ich bin traurig und gedankenvoll, Doktor, weil ich fühle, daß etwas so Feierliches, so Heiliges in der Ehe liegt. Die Pflichten sind so vielfach, die Verantwortlichkeiten so groß, daß ich fürchte, zu der Erfüllung nicht fähig zu sein."

„Marie, mein Kind," sagte der Doktor, „für jedes Weib sollte die Ehe ein Gegenstand des tiefen Nachdenkens sein, und es ist mir lieb, daß Sie, wie ich erwarten konnte, dieselbe aus dem rechten Gesichts-

punkte ansehen. Aber für ein Wesen, wie Sie, mein Kind, welches man in den letzten drei Jahren in den Zirkeln der vornehmen Welt bewundert, ja vergöttert hat, und welches der Bewunderung, dem Reichthum und dem hohen Range widerstanden, aus wahrer Liebe für den unbetitelten Republikaner, dessen Gattin sie werden soll, und welche selbst jene Liebe, so innig und wahr sie sein muß, unterdrückt hat, um die Heimath ihrer Eltern glücklich zu machen, und den Pfad meiner bejahrten Urgroßmutter zum Grabe zu ebnen, für ein solches Wesen ist nicht zu fürchten, daß sie ihre Heimath nicht glücklich machen und ihre Pflicht in jeder Lage des Lebens nicht getreu erfüllen sollte."

„O Doktor, ich fürchte, bei Ihrer Parteilichkeit für Ihre Marie, verlieren Sie Ihre Wachsamkeit aus den Augen. Aber ich wollte sagen, mein gütiger Freund, daß meine Pflichten bisher einfach gewesen sind, und daß ich nur ein Theil des Ganzen war. Oder, um deutlicher zu reden, ich war nur ein Mitglied einer glücklichen Familie, ein bevorzugtes und begünstigtes Mitglied, welches man immer geliebt und angelächelt, und welches dagegen Nichts zu thun hatte, als wieder zu lieben, zu lächeln, glücklich zu sein und Andere um mich her glücklich zu machen, durch jene einfachen Mittel,

weil weiter Nichts von mir gefordert wurde. Aber jetzt ist die Sache anders. Ich muß jetzt den Mittelpunkt des Ganzen bilden, und die Pflicht fordert, daß ich die Vertheilerin des Glückes sein soll. Bisher habe ich mich auf Andere verlassen, aber jetzt müssen sich Andere auf mich verlassen. Bisher bin ich geleitet worden; jetzt aber muß ich leiten — wenn nicht durch Wort, doch durch Beispiel. Bisher war ich ein Gegenstand der Sympathie; jetzt muß ich Sympathie zeigen, selbst wenn mein eigenes Herz derselben am meisten bedarf. Bisher hat man meinen Geschmack und meine Vorliebe studirt; jetzt muß ich den Geschmack und die Vorliebe Anderer studiren. Dies, mein gütiger Freund, und noch tausend andere Dinge habe ich zu thun. Und wenn die Verrichtung oder Vernachlässigung dieser Pflichten mit mir selber, mit denen in meiner unmittelbaren Umgebung oder selbst in dieser Welt enden sollte, möchte der Gegenstand nicht so wichtig und feierlich sein. Aber aus einer so unbedeutenden Quelle, wie ich bin, hervorgehend, könnte er ewig auf das Glück von Millionen Einfluß äußern. Einst dachte ich anders über diese Dinge, Doktor, oder vielmehr, ich dachte gar nicht daran. Früher dachte ich, das Weib eines geliebten Mannes zu sein, heiße beständig

die Atmosphäre der Liebe athmen. Aber Sie, mein gütiger Freund hielten mich schon als Kind zum Nachdenken an, und seitdem ich mit der Welt verkehrte, fand ich reichliche Nahrung für meine Gedanken!"

„Mein Kind," sagte der Doktor, „da Sie jetzt die Pflichten des Lebens aus einem solchen Gesichtspunkte ansehen, schrecken Sie zurück, Ihre Hand dem Obersten Ellsworth zu geben?"

„O nein, mein guter Doktor, ich möchte es nicht anders wünschen. Jede dieser Pflichten, wenn auch schwer zu erfüllen, kann ein lieblicher Geist werden, dem Herzen Liebe und Glück zuzuflüstern, so heiter und schön, wie die in den Sonnenstrahlen. Aber ich fürchte, daß meine Kraft nicht ausreicht —"

Sie schwieg. Der Doktor sah das junge und liebenswürdige Wesen an und dachte bei sich selber:

„Ich wünschte, es gäbe viele solche Wesen in der Welt!"

Die Thür ging auf und Mistreß Maitland trat ein.

* * *

Am nächsten Morgen, als die aufgehende Sonne ihre lieblichen Strahlen durch die bemalten Fenster der

alten gothischen Kirche ergoß und ein mildes Licht von Purpur und Gold durch die hohen Gänge verbreitete, führte, von heiteren, wenn gleich thränenvollen Gesichtern umgeben, Oberst Ellsworth die einsame Taube als seine liebliche Braut zum Altar, während Oberst Effingham von Doktor Brown die Hand der liebenswürdigen Lizzie Ingols empfing.

Wenige Stunden später trat die glückliche Gesellschaft, von dem Kapitain und Mistreß Maitland, von dem einsamen Manne und dem guten Doktor Brown begleitet, vor ihrer Rückkehr nach Amerika, ihre Reise durch das südliche Europa an.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Die Heimath am Hudson.

Es war ein lieblicher Juniusabend, als unsere Reisenden sich dem schönen Häuschen an den Ufern des Hudson, nicht weit von den Hochlanden, näherten.

Es lag in der Vertiefung eines sich erhebenden Hügels, von wo es in völliger Sicherheit tief hinunterblickte auf den Strom, dessen Spiegelfläche die steilen Felsenufer, mit hohen Waldbäumen bedeckt, und die unten in den Höhlungen eingenisteten weißen Dörfer reflektirte, während oben eine bewaldete Gebirgskette sich erhob, jetzt in das dunkle Grün jener lieblichen Jahreszeit gekleidet.

Die Kunst, von der Hand der Liebe geleitet, schien sich mit der Natur vereint zu haben, um diesen Ort zu einem Feenpalast geliebter Wesen zu machen. Vor demselben befanden sich sanft abwärtsgeneigte Gärten, mit Lauben verziert, wo sich Jasmin und Geisblatt verschlangen, während die Rose ihren lieblichen Duft

verbreitete. Weiterhin hatte man den Strom über eine vorspringende Klippe geleitet, wo er einen Wasserfall bildete, der jeden Strahl der untergehenden Sonne zurückwarf.

„Welch' ein reizender Ort!" riefen Mehrere von der Gesellschaft, während Lizzie erklärte, es müsse der Eingang zum Feenlande sein.

„Und wie gefällt es meiner Marie?" fragte Oberst Ellsworth, indem er lebhaft seiner liebenswürdigen Gattin in's Gesicht blickte. „Sie schweigt?"

„Ich dachte nur, wie es mir gefallen würde, dort zu leben!" antwortete sie lächelnd; „weil alle die lieblichen Geister dort wohnen müssen!"

„Es ist noch nicht spät," sagte der Oberst, „und da eine alte Freundin von mir hier wohnt, so denke ich, verweilen wir hier einige Augenblicke und erfreuen uns der Aussicht."

Alles schien bereit dazu, und bald gingen sie langsam auf dem gewundenen Wege den Hügel hinauf. Vor dem weiten Eingange stand Mistreß Ellsworth, um sie zu empfangen. In einem Augenblick lag Marie in ihren Armen. Die alte Dame drückte sie an ihr Herz und flüsterte:

„Meine Tochter, willkommen in Deiner Heimath!"

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Das Grab Heelehdee's. — Die Hochzeit.

Als die einsame Taube einige Tage nach ihrer Ankunft in Begleitung ihres Gatten und ihres Vaters durch die Umgebung ihrer neuen Heimath wanderte, führte der Erstere sie auf einen Pfad, der sich am Fuße des Hügels dahinzog.

An der Seite jenes Hügels, tief unter Bäumen versteckt, war das Familienbegräbniß.

Als er sie in die Einzäunung führte, bemerkte sie an einem Seitenpfade unter den Zweigen einer Trauerweide zwei große Marmorplatten. Die eine trug die einfache Inschrift: „Heelehdee", die andere: „Meine Mutter".

Als die Augen der einsamen Taube auf diese geliebten Namen fielen, suchten sie fragend das Gesicht ihres Gatten. Seinem antwortenden Blicke begegnend, sprach ihr Ausdruck der innigen Zärtlichkeit ihre Dankbarkeit aus, und als die Thränen auf das Grab ihrer vielgeliebten und edlen Beschützerin flossen, drückte er sie besänftigend und schweigend an's Herz.

Endlich erhob sie ihre thränenvollen Augen zu seinem Gesichte und sagte:

„Der große Geist ist in der That gut gewesen gegen Marie; und sollte sie je ihre Pflicht vergessen und alle die lieblichen Geister des Lichts sie verlassen, so führe sie zu dem Grabe dieses edlen Wesens! Es wird sie zurückführen!“

Der einsame Mann drückte schweigend die Hand seines edlen Sohnes.

* *
*

Noch einen Blick auf unsere alten Freunde, ehe wir schließen. Es war ein schöner, heiterer Tag, das Erntefest in Neuengland.

Mistreß Jones war in ihrer neuen Heimath. Freilich war erst ein Zimmer vollendet, aber dieses mit der größten Zierlichkeit und Bequemlichkeit eingerichtet, und es fehlte auch nicht am Geschmack.

In diesem Zimmer saß Mistreß Jones. In ihrer Nähe befand sich ihr Sohn; jetzt schon ziemlich herangewachsen, lebhaft beschäftigt, seinem Onkel einen Bericht über das Buch zu erstatten, welches er eben zu Ende gelesen, während die Mutter mit einem Gegenstande des Putzes beschäftigt schien und so heiter und glücklich aussah, wie ein zufriedener Geist, und das innere Bewußtsein, ihre Pflicht gethan zu haben, sie nur machen konnte.

Als ihr Gatte eintrat, sagte sie:

„Thomas, geh' nicht weit fort. Du weißt, daß Herr Higgins früh getraut wird, und ich möchte nicht unter den Letzten sein."

„Fürchte Nichts, Johanna," antwortete ihr Mann. „Ich möchte um Vieles nicht bei dieser Hochzeit fehlen. Ich denke, so lange zu tanzen, wie ich eine Tänzerin bekommen kann, und dann tanze ich allein; denn wenn je ein Mann eine gute Frau verdiente, so ist es Higgins, und wäre es auch nur, weil er die Behandlung

des Teufels, den er hatte, so geduldig ertragen. Die beiden besten Nachrichten, die ich je gehört, waren die von dem Frieden und von dem Tode jener alten Heuchlerin. Higgins bekommt eine Frau, die eben so gut ist, wie jene böse war. Verhältnißmäßig jung und hübsch. Ich wünsche ihnen Glück und langes Leben!"

Ende des dritten und letzten Bandes.

Druck von H. Voigt in Penig.

Druck von Oswald Kollmann in Rochlitz.

Susemihl, E.

Die einsame Taube Eine Erzählung aus der Revolutionszeit. Von einer Dame. Ins Deutsche übertragen von E. Susemihl

Bd.: 3

Leipzig 1853